Lebensschattirungen.

Deutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

Verfasser der „Kinder der Wittwe."

Dritter Band.

Zweite Auflage.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1861.
Verlag von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Deutschlands Erlösung

oder

Der Fürstenbund,

geschlossen über dem Grabe der Königin Luise von Preußen.

Ein Charakter- und Zeitgemälde aus dem neunzehnten Jahrhunderte.

Der gesammten edlen Lesewelt, namentlich der reiferen Jugend gewidmet

von dem

Verfasser der „Kinder der Wittwe.“

Zweite Auflage.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1861.

Verlag von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Vorwort.

Als das furchtbare Gespenst, die französische Revolution, von Mord und unzähligen Lastern abgemattet, wie ein entsetzliches Traumbild verschwunden war, tauchte ihr Erzeugniß, Napoleons dämonische Riesengröße gleich einem Verderben drohenden Meteore auf. Er war ein Schoßkind des Sieges und des Glückes. Nichts konnte seine starke heftige und schlaue Natur ermüden. In den wichtigsten Momenten entging seinem tiefen und schnellen Blicke selten etwas, und überall wo er auftrat, strebte er nur nach dem Großen und Höchsten. Selbstsucht und Unersättlichkeit machten die Hauptzüge seines Charakters aus, und indem er Alles auf das eigene Ich, wie auf seinen Ruhm und seine Macht bezog, verachtete er die Menschen und ihre Ideen, benützte jedoch beide als Werkzeuge zu seinen gewaltigen Plänen, die aller Völker Rechte frech in den Staub traten. Aus dem Dunkel seiner Geburt schwang er sich nach einigen Siegesjahren bis zum Kaiser der Franzosen auf, und erklärte am 1. August 1806, daß er das deutsche Reich nicht mehr anerkenne. Da dieser allgewaltigen Stimme Niemand zu widersprechen vermochte, so legte Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone nieder und erklärte voll Schmerz und Würde das heilige römische Reich für aufgelöst. Er der letzte deutsche Kaiser hatte seiner großen Vorfahren würdig gestritten, und vom größten Theile der Deutschen selbst verlassen, fast allein jedes Opfer gebracht um Deutschlands Ehre zu retten.

So fiel das tausendjährige Reich, und die Fahne Karls des Großen, des größten Helden im ersten Jahrtausende senkte sich vor Napoleon. Die alten ehrwürdigen Namen hatten nun aufgehört zu bestehen. Der römisch deutsche Kaiser verwandelte sich in einen österreichischen, die Kurfürsten in Könige oder Großherzoge; der Zeitraum aber, der zunächst auf den Untergang des alten Reiches folgte, ist der traurigste in der ganzen Geschichte der Deutschen. Tausende von diesen sanken nun zu willenlosen Sklaven herab. Auch die Edeln unter ihnen mußten den Kelch der Schande und der Demüthigung bis auf die Hefe leeren. Preußen verblutete fast an seinen Wunden, und nur die Liebe zu Friedrich Wilhelm ihrem Könige, und zu Luisen, der königlichen Landesmutter, die mit dem glänzenden Sonnenstrahle ihres segenwirkenden Daseins über die Tiefen des Unglückes die Farben der Hoffnung hingoß, hielt dieß wahrhaft in den Staub getretene Volk mit sympathetischen Gefühlen zu dem Königshause noch aufrecht. Was Luise den Preußen gewesen, fühlten sie erst so recht nach ihrem Tode. Nach ihrem Hinscheiden zuckte in einem und demselben schmerzlichen Gefühle das ganze Volk zusammen. Ganz Europa theilte seine Bestürzung und auch in fremden Ländern, wo nur die Sage von Luisens Schönheit, Tugend und frommem gottergebenen Glauben hingedrungen war, trauerten alle edlen Gemüther um diese reine kostbare Perle.

Während dieser Leiden, in welchen Friedrich Wilhelm den Schmerz um die Heimgegangene bekämpfte und das Unglück seiner Landeskinder nach Kräften zu heben suchte, erhob sich Napoleons schrecklicher Riesenbau immer höher und höher über dem zertrümmerten mit Leichen gedüngten Europa, und während das Gespenst des Elendes,

der Hungersnoth und verderblicher Krankheiten mit entsetzlicher Eile die Lande durchflog, umgab der Usurpator mit dem Raube geknechteter Nationen immer glänzender seinen Thron.

In diesen Tagen tiefster Erniedrigung hörte man endlich wieder nach dem gemeinschaftlichen Vaterlande, nach Deutschland fragen. Als eine unauslöschliche Schmach erschien es jetzt den Meisten, daß unter dieser Willkührherrschaft der einst so stolze Germanenstamm so geknechtet darniederlag. Lauter als je erklang nun die Leier der Dichter mit herzerschütternden Worten und Klängen die Deutschen, die bis dahin verblendet sich selbst erschlugen, zur Einigkeit und zur Erlösung des unterdrückten Deutschlandes mahnend. Doch die Kraft der Völker war noch zu schwach, und erst als das Gottesurtheil auf den Eisfeldern Rußlands gegen Napoleon ausgefallen war, erhoben die Deutschen die gebeugten Nacken.

Ihre vereinte Kraft vernichtete nun seine Heere und in den Ebenen von Leipzig vollstreckte endlich die Nemesis das längst gefällte Urtheil. An jenem trüben Abende des 18. Oktobers sah der stolze Eroberer gar deutlich, daß er die größte aller Schlachten verloren habe und was am 18. nur das Sinken der Sonne unterbrochen, vollendete der 19. Seine Rolle war ausgespielt, und ein Beschluß der jetzt vereinten Fürsten, setzte nun Napoleon dem der Erdkreis zu enge gewesen, auf einen kahlen Felsen mitten im Meere. Nichts blieb ihm hier als der quälende Traum vergangener Größe, und auf der Felsenkrone, die die Flut umspülte, stand nun der Weltbezwinger da, gleichsam sein eigenes Monument.

Jetzt erst sicherte die heilige Allianz, in der sich die Monarchen zu erhabenen Zwecken verbanden, dem von

einem dichten Blutschleier überzogenen zertretenen Deutschland den ersehnten Frieden und war auch mancher Zweck nicht ganz so erreicht, wie es viele gewünscht, so war doch endlich Napoleons dämonische Riesengröße, wie ein ausgebrannter Vulkan in sich selber zusammengestürzt und das lange geknechtete Deutschland endlich erlöst.

Möge nun die reifere Jugend, der ich hauptsächlich dieses Werkchen geweiht, an dem Falle des stolzen Napoleons ersehen, daß der große menschliche Wille gegen den des Schöpfers Chimäre sei, und durch das Unglück, das die Uneinigkeit der Deutschen unserm Vaterlande bereitete, zur Eintracht angeeifert werden.

Daß die moralische Kraft und Seelengröße der in dieser trüben Epoche Leidenden zu gleicher Standhaftigkeit und Treue in Unglück und Gefahr auch sie entflammen möge, Das wünscht auch von Herzen

München im Erntemonat 1845.

Der Verfasser
Eduard v. Ambach.

I.

„Ich danke dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich dich fand;
Doch ich fand nicht, Gott hat dich mir gegeben.
So segnet keines Menschen Hand."

Claudius.

„Es ist unglaublich, und doch ist es wahr, aber eine schreckliche Wahrheit: Der Mensch ist dem Menschen das empfindlichste, das gewisseste Unglück. Alle Schrecken der Natur gehen offener zu Werke als der Mensch mit bösem Herzen. Ein vorhergehender Sturm verkündet das Hochgewitter, ehe es naht. Einstürzende Thürme drohen, ehe sie fallen. Feuerberge brüllen und tosen, ehe sie die glühende Lava ausspeien. Die Erde bebt, ehe ihre aufgerissenen Klüfte Alles von der Oberfläche verschlingen. Das Meer siedet und schäumt dem Seefahrer Sturm verkündend, ehe es seine Wellen zu den Wolken hebt, und ein Rauch, ein Sausen in der Luft zeigt den sich heran wälzenden Brand an. Nur das Verderben, das vom Menschen ausgeht, schleicht verborgen, schleicht tückevoll daher gleich der Schlange, die in geschmeidigen Windungen sich ihrem Opfer nahet. Es sendet dann erst, wenn es nahe genug ist, die niederschlagenden betäubenden Streiche." So sprach ein schlanker junger Mann mit sehr edlem ausdrucksvollem Gesichte

in einer Weinschenke zu Königsberg zu dem ihm gegenübersitzenden Freunde. Er war sehr aufgeregt: seine Augen glühten von tiefer innerer Erregung. Das Glas, das vor ihm auf dem Tische stund, erhebend, rief er: „Gott bessere alle Schlechten!“, stieß mit dem Freunde an und trank den Römer aus. Auf seinen Wink brachte ein flinker Kellner sofort eine frische Flasche Wein.

„Ein ganz vortreffliches Gewächs, Herr Doktor,“ lächelte der Kellner Johann, den Kork aus der Flasche ziehend, goß die Gläser wieder voll und fragte mit süßlicher Miene unter geschmeidigem Händereiben, weßhalb denn der Herr Doktor heute so mürrisch blicke; ob vielleicht in der Gaststube etwas sein Mißfallen erregt habe, oder ob er, lächelte Johann vertraut, etwa Geld wünsche. „Herr Doktor kennen ja Ihren ergebenen Diener,“ sagte er dann leise; „dürfen nur befehlen.“

„Meinst wohl, närrischer Kauz,“ warf der junge Mediziner leicht hin, „Geldmangel allein könne die Seele des Menschen verstimmen.“

„Das eben nicht,“ sagte Johann achselzuckend; „aber es ist doch nicht zu läugnen, daß gerade das Geld im Leben eine Hauptrolle spielt.“

„Da hast du eine Wahrheit gesagt, die mit Flammenzügen brandmarkend in mancher Landeskronik steht. O es ist entsetzlich, es ist eine himmelschreiende Sünde!“ Johann, der den aufgeregten Gast heute nicht begriff, entfernte sich mit simpelhaftem Lächeln, einigen ungestümen Studenten, die mit den geleerten Gläsern ein förmliches Geläute erhuben und nach Wein schrien, sein eingelerntes „Sehr wohl, gleich, meine Herren! im Augenblicke sollen Sie bedient sein!“ zurufend.

„Du bist heute ungewöhnlich verstimmt, Ludolf," redete jetzt der Gegenübersitzende den Mediziner an. „Was ist dir denn begegnet? Warest ja sonst nie rückhaltend gegen deinen Albrecht. Was hast du? Rede!"

„So sei's drum," sagte Ludolf finster; „doch ich muß mir Zwang anthun, um das, wovor ich jetzt noch schaudere, wieder zu erzählen, diese Bilder, die ich so gerne auf ewig verbannen möchte, noch ein Mal hervorzurufen. So höre denn." Er schwieg einige Augenblicke, als suchte er sich zu sammeln. Albrecht nahm eine neugierige Stellung an, und nun begann Ludolf: „Als ich gestern spät am Abende in allerlei Gedanken versunken durch die Straßen schlenderte, sprach mich ein armes, in elende Lumpen gehülltes Kind um eine Gabe an. Schon wollte ich vorüberschreiten: denn ich kann's nicht leiden, daß Kinder zu Müßiggange und Bettel erzogen werden. Da trafen mein Ohr die Worte: „O Herr, ich habe einen kranken Vater zu Hause; er verschmachtet ohne Hülfe; ach schenket mir etwas." Ich wandte mich noch einmal zu der kleinen Bettlerin und fragte, was denn ihrem Vater fehle. Das Kind wußte keinen Bescheid zu geben und meinte nur, der Vater sei halt krank und werde immer mägerer und immer bläßer. Gerührt durch die Stimme und das Wesen der Kleinen, beschloß ich, den Kranken zu besuchen und ließ mir von dem Kinde den Weg nach der Behausung seiner Eltern zeigen. Lange folgte ich der Führerin durch viele Kreuz- und Querstraßen und gelangte so in das ärmste Viertel der Stadt. Da stund plötzlich das arme Geschöpf, das vor Frost zitterte, an einer baufälligen Baracke still und führte mich durch einen dunkeln Gang mehrere enge, knarrende

Stiegen aufwärts. Als wir uns nun dicht unter dem Giebel des Hauses befanden, öffnete die Kleine eine in der Mitte gespaltene, von Ruß geschwärzte Thüre, und zögernd trat ich in eine elende Bodenkammer ein, aus der mir die widrigsten Dünste entgegen qualmten. Bei dem matten Scheine einer flackernden Talglampe erblickte ich eine Frau mit abgezehrtem Gesichte, die sich mühte, den weinenden Säugling an der Brust zu stillen. Nicht ein Stück Hausrath, kein Bett, kein Stuhl, kein Tisch war zu sehen. In einem Winkel war der Boden spärlich mit Stroh bedeckt, auf welchem einige Kinder fest aneinander gekauert schliefen. Auf dem Herde zeigte keine Kohle eine Spur von Feuer. Die Fenster waren meist zersplittert und theils mit Papier, theils mit Lumpen verstopft und verklebt. Mein Herz blutete beim Hinblicke auf dies entsetzliche namenlose Elend. Das Erste, wozu mich mein erschüttertes Gemüth antrieb, war, in die Tasche zu greifen und dem Weibe mit dem bleichen Gesichte zu geben, was ich eben bei mir trug. Dann fragte ich nach ihrem kranken Manne. Lange konnte die Erstaunte keine Worte finden, ihren Dank auszudrücken. Ihren Augen entstürzten Thränen, ihr Haupt sank unter leisem Schamerröthen zu der Brust des weinenden Kindes nieder. Als sie sich gesammelt, wies sie mit der zitternden Hand nach einem dunkeln Winkel, den kein Strahl der Lampe erhellte, und bedeutete mir, daß dort ihr Mann schlafe, der an einem Lungenübel bedenklich krank sei. Ich blickte hin und sah nun den unglücklichen Familienvater auf dem bloßen Boden sitzen. Mit dem Rücken an den Kamin gelehnt, hielt er, obgleich er tief und fest zu schlafen schien, in seinen über

der Brust geschlossenen Armen ein spielendes Kind. Die Frau meinte, er schlafe schon einige Stunden in derselben Stellung, und war deshalb recht froh. Sie könne dem armen Manne, sagte sie, doch nicht helfen. Er sei früher bei einem Berliner Handlungshause Ladendiener gewesen und habe, um sie ehelichen zu können, mit dem, was er sich erspart, und einem bedeutenden Darlehen seines Dienstherrn hier in Königsberg ein Geschäft auf eigene Rechnung begonnen. Unglückliche Unternehmungen hätten ihn in einigen Jahren zu Grunde gerichtet, und sein früherer Herr, dessen Guthaben noch nicht zur Hälfte zurück bezahlt gewesen wäre, habe statt zu warten, bis sich ihr unglücklicher Mann von den rasch aufeinander gefolgten empfindlichen Schlägen wieder etwas erholt hätte, gerichtliche Vermögenssperre beantragt, und da zur Deckung seines Guthabens die Waaren nicht hingereicht, auch das Unentbehrlichste hartnäckig wegnehmen lassen. So seien sie denn plötzlich der größten Noth anheimgefallen; und da ihr Mann vor Kummer und Gram auch noch empfindlich krank geworden, so seien sie denn bald in das tiefste Elend herabgesunken, wie ich mich nun selbst überzeugt hätte. Als die gute arme Frau, die, wie ihre sanften edlen Züge zeigten, einmal schön gewesen sein mußte, so geredet hatte," sagte Ludolf, dem bei seiner Erzählung Thränen in die Augen getreten waren, „senkte sie wieder ihr leidendes Antlitz, als schämte sie sich, in ihrem Elende gesehen zu werden. Sie keuchte und stöhnte und erstickte fast, indem sie sich aus Furcht, den leidenden Gatten aufzuwecken, anstrengte, ihr lautes Schluchzen zu unterdrücken. Mit schwerem Herzen sah ich mich in diesem Krankenhause,

wo Arznei, Nahrung und Pflege fehlte, um; denn Alle, die da athmeten, hatte Hunger und Elend krank gemacht. Das Kind, das der Mann am Kamine in den Armen hielt, spielte mit den Händchen in des Vaters Barte, indem es von Zeit zu Zeit seine Wangen streichelte und ein lallendes Papa hervorstieß. Als ich den Wunsch äußerte, den Armen zu wecken, um einige Fragen über sein Siechthum an ihn zu richten, nahm die Schluchzende die Lampe vom Heerde und näherte sich, damit das schwache Flämmchen nicht erlösche, langsam dem Kamine. Ich trat nun dicht zu dem Kranken hin. Sein Kopf war auf die Brust herabgesunken und er konnte weder durch den Ruf der Gattin, die ihn beim Namen nannte, noch durch ihr Rütteln geweckt werden. Ohne auf etwas zu achten, spielte das Kind fortwährend an seinen langen Haaren und Wangen herum. Doch als jetzt die unglückliche Mutter die Lampe gerade über den Kopf ihres Gatten hielt, durchzuckte bei dem trüben Scheine ein Strahl der schrecklichen Wirklichkeit meine Seele. Rasch nahm ich ihr die Lampe aus der Hand und beleuchtete ein Todtenantlitz. Der Unglückliche hatte vollendet. Der starre, abwärts gerichtete Blick haftete auf dem Kinde, das der gute Vater noch mit den erstarrten Armen an die erkaltete Brust drückte."

Ludolf schwieg. Der ihm Gegenübersitzende seufzte schwer und bange auf. Und als nun Ludolf mit durchstürmter Seele seine Hand ergriff und sagte: „Albrecht, du bist ein Maler; denke dir das lächelnde Kind in den Armen seines todten Vaters, das, ohne es zu wissen, mit der Leiche spielte; sage, wäre das nicht ein Gegenstand für ein Bild?" rief dieser: „ein entsetzlicher, zu

dem ich meinen Pinsel niemals leihen möchte. Des Himmels Vergeltung," sprach er dann ernst, von dem schrecklichen Geschicke der unglücklichen Familie durchschauert, „möge den Elenden ereilen, der dies Opfer seinem Wucher brachte. Den möchte ich bei Gott in die Bodenkammer zu der Leiche führen und ihm zurufen: „Elender, das ist dein Werk!"

„Da tragen wir gleiches Verlangen in der Seele," entgegnete Ludolf in rauhem Tone. „Der arme Familienvater," sagte er dann noch einmal, gewaltsam den Faden seiner Erzählung auffassend, „mußte schon ein Paar Stunden gestorben sein, ehe ich es gewahr ward; denn sein Gesicht und seine Hände waren kalt wie Schnee. Die Stellung, in welcher er sich befand, und die spärliche Beleuchtung hatten das Erkennen seines Zustandes verhindert. Doch als jetzt das unglückliche Weib rief: „Jesus Maria, er ist todt! O ihr armen Kinder, wären wir doch mit ihm gestorben!" da rauschte es im Strohe, und heulend sprangen die kleinen armen Geschöpfe herbei, die zuvor, um sich an einander zu erwärmen, enge verschlungen lagen, und stürzten nun händeringend auf die Leiche des Vaters hin. Dieser Jammer, Albrecht, zerreißt mir jetzt noch die Seele," rief der tief empfindende Ludolf, „und, Gott vergebe es mir! ich verfluchte in diesem Augenblicke den elenden Wucherer mit dem schlechten Herzen. Endlich gelang es mir, durch Pochen und Rufen eine mitleidige alte Frau, die in demselben Hause wohnte, zu bewegen, zu diesem Gemache des Jammers und des Elendes hinaufzusteigen. In ihre Arme legte ich die wie erloschen hingesunkene Gattin des Vollendeten und eilte hinweg, um die noch lebenden Geschöpfe einem gleichen schreck-

lichen Schicksale zu entreißen. Der Vorstand des Krankenhauses, den ich in meiner Hast aus dem Schlafe pochte, war tief erschüttert, als ich ihm das traurige Begebniß mittheilte; und ungesäumt traf er Vorkehrung, um die Unglücklichen in seine Anstalt bringen zu lassen. Dort befindet sich jetzt die kranke Mutter mit den halb verhungerten Kindern. Der Todte ward auf die Anatomie gebracht."

„Gott, was wird nun aber aus den Unglücklichen werden?" fragte Albrecht trübe, und die innigste Theilnahme malte sich auf seinem Gesichte.

„Gott wird sie zu sich nehmen," entgegnete Ludolf, „und das ist das Beste, was geschehen kann; denn die Kinder haben alle die bösartigen Masern, in der Brust der armen Frau aber hat bereits das Gift der Schwindsucht tief genistet." Beide schwiegen nun eine gute Weile, noch immer mit den Bildern dieser unglücklichen Hausarmen beschäftigt. Da erscholl plötzlich eine rauschende Musik. Die Gäste in der Schenke eilten an die Fenster; ein sich festlich heranbewegender Zug fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit. Alles eilte auf die Straße hinaus; auch die Freunde schlossen sich dem festlichen Studentenzuge an.

Es war nämlich der 6. des Märzes im Jahre 1808, wo der dreizehnjährige Kronprinz in dem großen akademischen Hörsale mit herkömmlicher Feierlichkeit zum Rector magnificentissimus erklärt ward, weshalb eine Schaar fröhlicher Studenten zu Ehren ihres königlichen Gönners und Beschützers einen prachtvollen Zug veranstaltete. Die Freude war allgemein, war ungetheilt, und in dem rings vom Kriege umstürmten Königsberg ertönte ein kräftiges, lebensfrohes Gaude-

amus igitur. — Schwere dunkle Gewitterwolken hingen gar ernst über Preußens Throne. Oesterreich und Preußen waren besiegt, beraubt, entkräftet, während die Rheinbundstaaten Sieg und Beute unter sich getheilt hatten. Obgleich Preußen fast an seinen Wunden verblutete, so behauptete es doch eine größere Selbständigkeit, als die Rheinbundstaaten, welche längst auf ihre Befreiung sannen. Immer noch stund Oesterreich nach so vielen erlittenen Niederlagen am unabhängigsten da; aber auch ein geringeres Maß von Knechtschaft war für diesen Staat tiefkränkend, weil er an Macht und Ehre der erste gewesen. Es war daher sein unverrücktes Ziel, den fremden Tyrannen im Reiche zu bekämpfen. Unermüdet griff Oesterreich als Frankreichs erster und letzter Feind, als der deutschen Ehre treuester Vertreter immer wieder von neuem an. Tausende von Deutschen waren in dieser Zeit zu Sklaven herabgesunken. Selbst Johannes Müller, der feile Abtrünnige, erschöpfte sich in der Bewunderung und Segnung des fremden Herrschers. Auch in Europas Annalen von 1807, herausgegeben von Posselt, ward von einem gewissen W. über Deutschlands politisches Interesse geschrieben. Dieser ehrlose Aufsatz schloß mit den Worten: „Lasset uns ihm (Napoleon) ein Nationaldenkmal errichten, würdig des ersten und einzigen Wohlthäters der gesammten deutschen Nation. Auf der höchsten und steilsten Felsenwand Deutschlands werde mit ungeheuern Lettern aus glänzendem Metalle sein Name eingegraben, daß er im Golde der Morgensonne weit in die Gefilde strahle, denen er eine bessere Zukunft erkämpfte!" Eben daselbst ward Napoleon mit Karl dem Großen verglichen, dieser ein barbarischer Despot genannt, jener aber als

ein neuer Welthеiland gepriesen. Da hieß es unter Anderm: „Napoleon löste zuerst das Räthsel von der Gleichheit und Freiheit. — Sein Hauptaugenmerk ging auf Verhütung des Despotismus; — er wollte die Herrschaft der Tugend bleibend machen.“ In dem Jahrgange 1808 sagt der Aufsatz „Ueber Deutschlands Wiedergeburt“: die Deutschen seien noch Kinder, die erst durch die Franzosen erzogen werden könnten. „Auch unsere Sprache,“ heißt es dort, „ist noch nicht logisch ausgebildet, wie die französische. Um zu unserer Einheit zu gelangen, müssen wir mit ganzer Seele an dem hangen, der uns den Weg dazu gebahnt hat, der unser sicherster Schutz ist, an dem, der mehr ist als Karl der Große. — Fremde Fürsten in deutschen Landen sind kein Beweis von Unterjochung, im Gegentheile die sichersten Bürgen, daß wir als Nation fortdauern werden.“ In jenen Tagen, wo neunzig deutsche Schriftsteller sich nicht schämten, Napoleon, dem Sohne des Glückes, ihre Kraft zu weihen, in jenen Tagen der tiefsten Erniedrigung und Noth hörte man daher die Braven, die bis dahin nur getrauert, laut nach Deutschland, unserm großen gemeinschaftltichen Vaterlande, nach der deutschen Ehre, nach dem goldenen Worte Freiheit fragen. Den verknechteten, unter aufgedrungener Willkürherrschaft seufzenden Deutschen klangen jetzt Worte, die von der Größe und dem ehemaligen Stolze der Germanen sprachen, wie ein Traum. Doch allmälig fingen sie an, die fremden Fesseln unwillig zu schütteln, und der Wunsch, wieder frei zu werden, regte sich mächtiger als je in allen Herzen. Um aber den Bürger auf die hohe Stufe edler, muthiger Begeisterung zu führen, mußte man durch billige Gewährung

von Rechten das Verlangen nach Freiheit, die Theilnahme am allgemeinen Wohle zu beleben suchen. Denn der Sklave hat kein Vaterland, ihm ist Nichts heilig. Nur der freie Mann weiß für das ihm theure Heimatland zu fechten, zu sterben. Der König von Preußen blieb daher nicht bei der sittlichen Wiedergeburt seines Heeres stehen; er gab auch weise Gesetze, durch welche Bürger und Landmann die Rechte und Würde wieder erlangten, die ihnen so lange durch den bevorzugten Adel vorenthalten waren. Die Leibeigenschaft und der Dienstzwang, der für den Landmann so drückend war, ward aufgehoben und der Bürger durch eine städtische Selbstverwaltung und freies Wahlrecht hoch erfreut. Zugleich verlor der Adel das ausschließliche Vorrecht zu den Offizierstellen und höchsten Beamtenwürden, wie auch das des ausschließlichen Güterbesitzes. Jeder Bürger konnte sich nun, was bis dahin strenge verboten war, Rittergüter kaufen. Dagegen gestattete man dem Adel, auch seinerseits ein bürgerliches Gewerbe zu treiben, was ihn vorher in Folge der unsinnigsten Vorurtheile entehrt haben würde. Alle diese trefflichen Einrichtungen, die man hauptsächlich der Thätigkeit des rühmlichst bekannten Ministers Stein verdankte, gebar das Jahr 1808. Jener deutsche Mann stiftete in diesen Zeiten, wo die Fremdlinge der deutschen Ehre und Kraft mit Hohn die Scheidungsglocke läuteten, den sogenannten Tugendbund. Es war dies eine geheime Gesellschaft, die sich zur Aufgabe machte, die Deutschen im Stillen zu einem allgemeinen Aufstande gegen Napoleon vorzubereiten. Er bestund aus Staatsmännern, Offizieren und Gelehrten. Unter Letztern zeichneten sich besonders Arndt durch sein Wort, Jahn durch

seinen Einfluß auf die Jugend aus. Jahn führte die lange vernachlässigte Turnkunst bei der Erziehung wieder ein, um das neu emporsprossende Geschlecht zu stärken und den Muth durch die Kraft geübter Muskeln zu erhöhen. Wenn er mit seinen Knaben von Berlin auszog, so pflegte er oft einen Neuling unter dem Brandenburger Thore zu fragen: „Woran denkst du jetzt?“ Wußte der Knabe nun nichts zu antworten, so gab ihm Jahn eine Ohrfeige und sagte: „Daran sollst du denken, wie wir die vier schönen Pferdebüsten, die einst auf diesem Thore stunden und von den Franzosen fort geschleppt worden sind, von Paris wieder holen sollen.“ Unterdessen schuf Scharnhorst ein neues Heer. Er behielt zwar immer nur die vorschriftsmäßige Truppenzahl, vertauschte aber die gut Eingeübten schnell mit Neuen. Auch kaufte er heimlich so viele Waffen zusammen, daß er im Augenblicke der Noth eine bedeutende Macht stellen konnte. Ganz im Geheimen wurden auch alle ehernen Festungskanonen in Feldgeschütze umgegossen. Doch mitten in diesem wohlberechneten Wirken entdeckten Napoleons geheime Späher den Tugendbund. Während nun Stein und mancher Brave aus Preußen flüchten mußte, breitete sich besonders auf den Hochschulen ein guter Geist aus.

In dieser schrecklichen eisernen Zeit, in dieser lange dauernden Gewitternacht glänzte an Preußens Himmel ein bei allen Stürmen rein und klar gebliebener Stern gleich einem stillen Herolde besserer Zeiten: der Stern unwandelbar fester Treue, Liebe und Anhänglichkeit des preußischen Volkes für seinen angestammten königlichen Herrn. Mußte auch mancher getreue Anhänger des Königs, von Napoleon geächtet,

den Wanderstab ergreifen, so hing doch selbst der Niedrigste aus dem Volke an seinem Fürsten Friedrich Wilhelm III., der in Königsberg gleichsam auf der Warte saß, um im Schicksalsbuche die Zeichen der Zeit und ihre Räthsel zu lesen. Ein wahrer Engel des Trostes stund dem Könige in der Königin Luise zur Seite, als das große Drama seines Lebens begann und die ernste Zeit des Kampfes sein trübes Geschick ihm brachte. Sie las in seinem Blicke, was in ihm vorging. Wie in seinen Augen jeden Ausdruck stiller Heiterkeit, so las sie auch jede Sorge auf seiner oft finstern Stirne, jeden Schmerz um seinen Mund, und ohne erst nach den Ursachen zu fragen, schloß sie sich mit richtigem Gefühle der jedesmaligen Stimmung ihres Gemahles leicht und liebend an. Obgleich die Königin bei der Lebhaftigkeit und Tiefe ihres Gemüthes das für Land und Thron mit Riesenstärke eingetretene Unglück bis in der Seele tiefsten Grund empfand und unverholen aussprach, so wußte sie doch für alles schmerzlich Bittere, was zunächst den König traf, einen Ableiter zu finden. Und wie die Nebel vor der Sonne schwinden, so verschwanden vor ihrer herzgewinnenden Anmuth oft die düstern Wolken des Grames, wenn sie das königliche Haupt des Regenten sorgenschwer umhüllten. Sie schämte sich im Unglücke nicht, gleich manchen hochgestellten Personen, der Thränen. Denn ein erzwungenes, zum Scheine angenommenes erkünsteltes Wesen lag nicht in ihrer reinen, offenen Seele. Verstellung war ihr unmöglich. Aus ihren edeln Gesichtszügen, wie aus ihren Worten entnahm jeder Menschenkenner sogleich, wie es der hohen Frau um's Herz war. Gerade in dieser steten Wahrhaftigkeit und

eines tief empfindenden Gemüthes aber bestund ihr Vorzug und ihre unendliche unwiderstehliche Liebenswürdigkeit.

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
wer nie durch kummervolle Nächte
auf seinem Bette weinend saß,
der kennt euch nicht, ihr Himmelsmächte."

So klagte die trauernde Königin nach der Schlacht bei Jena, als sie durch Berlin nach Königsberg floh. Was der König, als alle Macht, alle Pracht und Herrlichkeit im gräßlichen Sturme der Zeit um ihn herum zusammengestürzt war, im Kampfe mit den Uebeln des Lebens erst erringen und durch erschütternde Erfahrungen erst lernen mußte, Geduld, Sanftmuth und Ergebung, das hatte Luise als schöne Morgengabe von der schaffenden Natur bei der Geburt schon erhalten. Es lag in ihrer edeln weiblichen Natur, zu versöhnen, zu vermitteln, zu trösten. Diese Anlagen, mit Weisheit, Herzensgüte und echter Frömmigkeit ausgebildet, übten auf ihren königlichen Gemahl eine stille Gewalt, deren erquickender Einfluß sich an seinem edeln männlichen Herzen in den schwersten Stunden seines Lebens, wo Schmerz und Kummer auf seiner Seele lasteten, sanft überwindend und tröstend geltend machte. Gerade bei den kräftigsten, erhabensten männlichen Naturen gibt es Schmerzen, gibt es Leiden, die nur von einem seelenverwandten weiblichen Gemüthe verstanden, nur von sanfter weiblicher Hand gepflegt und geheilt werden können. Solch' ein Gemüth hatte die edle Königin Luise, die bei den erschütternden Erfahrungen ihres ruhmgekrönten Lebens den Sinn und die Em-

pfänglichkeit für eitle irdische Genüsse verloren hatte und in den drohendsten Augenblicken, wo alle Quellen versiegt, alle Auswege verschlossen schienen, das Auge fromm nach oben erhub. Dieser sanfte, edle Friede hatte seinen milden Ausdruck in ihre Gesichtszüge wie in ihr ganzes Wesen und Benehmen ausgegossen. Ihr ganzes Dasein schien auf Hoffnung angewiesen zu sein. Als nun der König nach der Schlacht bei Jena von des Unglücks Hand schwer getroffen in einer Herberge, wo sie auf ihrer sturmvollen Flucht sich kurze Ruhe gönnten, verzagend durch ein Fenster der Hütte auf die Verwüstungen des Krieges blickte und sein spähender Geist keinen Ausweg mehr ersah, setzte sich die Königin zu einem Klaviere, das dem Lehrer des Dorfes gehörte, und sang mit rührend wehmüthiger Stimme:

„Befiehl du deine Wege
und Alles, was dich kränkt,
der treuen Vaterpflege
Des, der den Weltkreis lenkt.
Der Wolken, Fluten, Winden
bestimmte Ziel und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
die dein Fuß gehen kann."

Als die hohe Frau Wort und Ausdruck an den königlichen Gemahl richtend so sang, umwehte der wunderbare Zauber geheimer tiefer Ahnungen tröstend seine trauernde Seele. Seine dunkle Leidensnacht durchblitzte wieder der Strahl der Hoffnung, und in den Stürmen der Zeit wie in dem still getragenen Kreuze fühlte der König ein ewiges Heil. So war Luise unter allen Wohlthaten, unter allen Segnungen, die

dem Könige in seinem vielbewegten Leben zu Theil geworden, seine größte Wohlthat, seine größte Segnung. Was Friedrich Wilhelm in seiner eigenthümlichen Persönlichkeit auf der Bühne des Lebens war, war Luise im Kreise der Frauen. Beide schien die Schöpfung in eigenthümlicher Harmonie für einander geschaffen zu haben. Schönheit und Anmuth des Geistes und des Herzens, wie man sie selten beisammen findet, waren in diesem hohen Paare vereint. Denn Luise war, als sie dem hohen Bräutigame zum Traualtare folgte, dem Körper und der Seele nach eine der schönsten Frauen, wie Friedrich Wilhelm, gleich seinen hohen Ahnherren, für das Zepter geboren schien. Am deutlichsten ward dieß, wenn er in der Mitte seiner Garde, die aus der schönsten, frischesten Blüthe des preußischen Volkes bestund, erschien. Majestätisch ragte der große stattliche Mann hervor; und auch der Fremde brauchte nicht lange zu fragen: „Wer ist der König?" Das Sprichwort: „Das Kleid macht den Mann," konnte man auf ihn nicht anwenden. Denn hier machte der Mann das Kleid; denn in jedem auch noch so einfachen Anzuge sah man den König. Man mochte ihn im Schmucke am Krönungs- und Ordensfeste oder im grauen Oberrocke mit der Feldmütze ohne alle Begleitung einher schreiten sehen, so trat überall die angeborne Würde hervor, so daß Jeder in ihm den König erkannte.

In jenen Zeiten nun, wo der Würfel des Krieges ehern durch ganz Deutschland rollte, wo besonders das preußische Herrscherpaar ein herbes Geschick traf, war der im schönen Morgenrothe seines Lebens kräftig dastehende Kronprinz seiner hohen Eltern Freude und Trost. Auf ihm, dem Erstgebornen, der mit den

schönsten Blüthen viel versprechender Hoffnungen geschmückt, dem Jünglingsalter sich nahete, ruhte das segnende Auge des Vaters und der zärtlichen Mutter. Auf's Glücklichste entwickelten sich seine überreichen Anlagen. Seine schnellen und sichern Fortschritte setzten die mit großer Umsicht gewählten Lehrer und Erzieher bald in frohes Erstaunen. Delbrück, Ancillon und Niebuhr, die drei vorzüglichsten seiner Lehrer, lebten ganz und gar ihrem erhabenen Zöglinge, der in dankvoller Anerkennung die Treue und die Liebe dieser Braven bis zu ihrem Tode bewahrte. Mit dem Blicke der Ehrfurcht, Freude und Hoffnung sahen auch die Professoren der Hochschule zu Königsberg auf den aufstrebenden königlichen Jüngling hin, als sie den Wunsch aussprachen, daß er ihr erlauchter Rektor werden möchte. In den huldvollsten Ausdrücken genehmigte der König ihren Antrag, welchen der Kronprinz gerne und dankend annahm. So hatte denn Friedrich Wilhelm in dem zarten Alter von dreizehn Jahren das Zepter der Wissenschaften ergriffen, um das große Werk seiner Ahnen fortzuführen. Zu Thränen gerührt, schlossen die königlichen Eltern den Thronerben in seiner neuen Würde an die liebenden Herzen. Eine rechte warme ungeschminkte Heiterkeit herrschte bei diesem Feste in Königsberg; und als auch der König und die Königin auf dem Balle erschienen, der zu Ehren des neuen hohen Studienvorstandes gegeben ward, so erreichte die Freude den höchsten Grad. Die Blüthen auf Luisens Angesichte waren von einer sanften Bläße verwischt; und doch war es noch immer schön zu nennen; ja mehr als früher die rothen, gefielen jetzt dem ernsten Denker die weißen Rosen auf

den Wangen der hohen Dulderin. Auch ihre Augen hatten den frühern strahlenden Lebensglanz verloren. Man sah, daß sie viel geweint hatte und noch weinte. Der milde Ausdruck einer sanften Wehmuth und Sehnsucht aber, den sie dadurch empfangen, so wie das von Zeit zu Zeit wiederkehrende leise Beben ihrer Lippen, die sonst ein so glückliches Lächeln umschwebte, verliehen ihr einen unbeschreiblichen Reiz. Wohl lag in diesem Leben ein Schmerz, doch kein bitterer. Die hohe Kraft gläubigen Vertrauens hielt sie aufrecht; und ihre von edlem Muthe emporgerichtete Seele ließ auch den Körper nicht sinken, so daß er bei allem erschütternden Ungemache doch nicht alterte, sondern seine edle Haltung und jugendliche Leichtigkeit auf seltene Art bewahrte. Wie immer, so war auch auf diesem Balle ihr Anzug höchst einfach, und die Wahl der ernsten Farben bezeichnete ihre Stimmung. Alles drängte sich auf dem Balle auch jetzt nach Luisen hin, die wie immer Alles um sich her verherrlichte, weil sie Alles durch ihre Milde beglückte und auch den Entferntesten, den Schüchtersten durch ihr holdseliges Lächeln erhub. Dies Lächeln war nicht jenes halbfreundliche der Eitelkeit, wie es oft die Lippen der Hoheiten umschwebt, welche sich in der öffentlichen Huldigung gefallen, die sie jedoch als einen schuldigen Zoll erwarten. Nein, davon war es ganz verschieden. Denn jede ihrer Bewegungen, jeder Zug ihres Gesichtes, kurz ihr ganzes Wesen trug einfach und kunstlos den Ausdruck einer Gemüthsstimmung, welche es mit Allen aufrichtig und wohl meinte und dies gerne einem jeden Einzelnen bewies. Alle Anwesenden waren über Luisens Anblick hoch entzückt. Jeder fühlte, daß auch

er der königlichen Landesmutter angehöre; und in diesem erhabenen Bewußtsein bestärkte sie Jeden, auch den Aermsten und Geringsten, wenn sie sich neigend seinen Gruß erwiderte. In dieser Gemüthsstimmung stund Luisen auch der letzte Unterthan des Landes nahe, und gerne wandte jedes Herz sich zu ihr hin. Der König war an diesem Ballabende seit langer Zeit zum ersten Male wieder heiter, und mächtiger als je erinnerte er sich bei dem Hinblicke auf Luisen des Jahres 1793, wo er sie in Frankfurt am Maine im Lenzmonate zum ersten Male gesehen, als sie mit ihrer Schwester seinem im Laufe des Krieges daselbst anwesenden königlichen Vater vorgestellt ward. Friedrich Wilhelm war damals 23, Luise 17 Jahre alt, eine deutsche blühende Jungfrau in deutscher Sitte. Als die schönste Fürstentochter Deutschlands stund sie damals vor Friedrich, und eine innere Stimme sagte ihm: „Diese macht dich glücklich, wie Keine sonst auf Erden." In diesem Augenblicke hatte die gegenseitige Neigung, noch ehe sie ein Wort mit einander gesprochen, in Beider Herzen Wurzel gefaßt. In seiner Schrift: Kampagne in Frankreich (282. S.) spricht sich auch Göthe, der weibliche Anmuth und Schönheit wie selten ein Maler zu zeichnen verstund, über die beiden mecklenburgischen Fürstinnen, die er im Gefolge des Großherzoges von Weimar den 29. des Maies 1773 bei der Belagerung von Mainz im Feldlager sah, mit folgenden Worten aus: „In mein Zelt eingeheftet, konnte ich sie vertraulich mit den Herrschaften auf und nieder und nahe vorübergehend auf das Genaueste beobachten; und wirklich muß man diese beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren

Eindruck auch mir niemals erlöschen wird.“ Solch einen Eindruck machte Luise und ihre Schwester auf diesen großen Mann, den das Durchschimmern des Idealen in der vollendet schönen Erscheinung besonders für Luisen begeisterte. Recht tief empfand es auch der König, welch’ unermeßlichen Schatz er an Luisen habe. Was er aber, als er sie das erste Mal in Frankfurt sah, für sie fühlte, fühlte er auch jetzt noch für die edle Frau. Es war dies eine Neigung edler Art, die nicht mit der Zeit alterte, sondern in dem Einklange schöner Seelen ewig jung fortlebte. Er war gerührt, als er bei diesem Feste wieder recht lebendig ersah, wie seine Preußen ihre Landesmutter liebten. Als der Ball zu Ende war und die hohen Gatten sich entfernten, ergriff Friedrich Wilhelm neben Luisen in dem Wagen sitzend ihre Hand und sagte mächtig bewegt: „Mein Glück, mein ganzes Wohl verdanke ich dir, Luise, und bin recht innig froh, daß ich dich fand.“ Die Königin lächelte, und zärtlich sie umfangend, sagte Friedrich: „Was rede ich auch? Nicht ich habe dich gefunden; der Himmel gab dich mir; denn solchen Segen spendet keines Menschen Hand.“

II.

Denk' dich in deines Nächsten Lage,
sieh ihn als deinen Bruder an,
so stört dich niemals seine Klage,
du handelst wie ein Biedermann.
Freust du dich fördernd seines Glückes,
dann reicht beim Wechsel des Geschickes
im fremden wie im Vaterland
dir jeder Mensch die Bruderhand.

„Warst du gestern denn nicht auf dem Balle, den man zu Ehren des Kronprinzen gab?" fragte Albrecht der Maler seinen Freund Ludolf, als dieser Tags darauf eben vom Krankenhause heimkehrte. Ueber eine Stunde hatte Albrecht schon auf des Freundes Zimmer gewartet; doch der Heimkehrende war so zerstreut, daß der Maler seine Frage noch ein Mal wiederholen mußte.

„Ja, ich war dort," warf jener leicht hin, indem er dem Freunde zum Gruße die Hand reichte. Dieser faßte sie derb und rief, nachdem er ihm prüfend lange in's unruhige Antlitz geschaut: „Ludolf, wachst oder träumst du? Mensch, du bist ja seit ein Paar Tagen ein ganz Anderer geworden!" „Ja, ich war dort," — wie kalt sprichst du das. Hast du denn unsere Königin am Arme unseres lieben königlichen Herren dort

nicht gesehen? Sahest du denn nicht," rief er begeistert, „wie alle Versammelten still und erwartungsvoll nach der Flügelthüre hinblickten, durch welche die hohen Gäste eintreten sollten? Kam es dir, als Luise endlich an der Seite des Königs erschien, nicht auch so vor, als ob mit einem Male ein glänzendes mildes Licht den ganzen Saal durchströmte? Sahest du nicht, wie Luisens blaues freundliches, seelenvolles Auge mit Blitzesschnelle den ganzen Kreis durchlief, wie es in so eigenthümlicher Lebendigkeit und doch so vertrauter Innigkeit und Ruhe, in so herzgewinnender Huld erglänzte, daß jeder Einzelne hätte meinen können, er habe den freundlichen Gruß Willkommen für sich allein empfangen? Sahest du nicht, wie unserm Könige an der Seite der hohen Frau um's Herz wohl zu sein schien, wie er ruhig und ernst mit erhobener und gesenkter Hand, wie sie so lebendig im Kreise ihrer treuen Preußen mit leichtem freudigem Kopfnicken grüßte? Sahest du denn diese beiden hohen Gestalten, die in ihrer vertraulichen Eintracht ein so schönes Bild eines glücklichen Ehepaares im strahlendsten Glanze zeigten, die auf dem Throne häusliches Glück fanden, es aber auch in der Hütte gefunden hätten: sage, Ludolf, sahest du sie wirklich nicht? Nein, Freund, du kannst den König und Luisen dort nicht gesehen haben, sonst hättest du nicht das kalte „Ja, ich war dort" auf meine Frage entgegnen können."

„Ja, ich war dort, wiederhole ich dir noch ein Mal," lächelte Ludolf. „Wenn ich auch, was ich auf dem Balle bei Luisens Anblicke empfand, nicht sogleich, wie du jetzt, aussprach, so nimm die Versicherung hin, daß ich so viel wie du empfand. Hätte ich die

Königin nur gestern auf dem Balle gesehen, so wäre es möglich, daß ich mich, von ihrer heitern herzlichen Anmuth begeistert, auch gleich dir schwärmend in ihrem Lobe erschöpfte; so aber sah ich Luisen diesen Morgen wieder; — sie weinte. Seit ich aber den edeln Ausdruck ihres Schmerzes und ihre Thränen sah, trage ich ihr Bild mit stummer Verehrung in der Brust und wage nicht, diese Regung, wie sie mir so mächtig das Herz schwellt, durch ein armes Wort zu entweihen."

„Wo sahest du die Königin, wo? Rede! Sie weinte?"

„Ja sie weinte Thränen des aufrichtigsten schmerzlichsten Mitgefühles," unterbrach Ludolf den Freund, „weinte mitten in einem Krankensaale und liebkoste die armen unglücklichen Kinder, die in jener kalten Bodenkammer, wie ich dir erzählte, den Vater und diesen Morgen im Krankenhause auch die Mutter verloren. Der Vorstand erzählte ihr nämlich, als ihn die Königin auf dem gestrigen Balle nach seiner Anstalt fragte, unter Anderm auch diesen trüben Fall. Und sieh da! Als ich diesen Morgen im Krankenhause die leidende Mutter und ihre armen Kinder aufsuchte, fand ich dort, denke dir mein Erstaunen, im Kreise der Kranken die Königin. Mit gefalteten Händen, mit schmerzbewegtem Antlitze stund sie an dem Lager des eben verschiedenen armen Weibes, deren ohnedies erschöpfte Lebenskräfte der gähe Schreck über den plötzlichen Tod ihres Gatten gebrochen hatte. Wie ein Engel des Trostes neigte sie sich zu den weinenden Kindern herab. Mit dem segnenden Blicke der Theilnahme und Hoffnung sah sie die armen Geschöpfe an, deren Schüchternheit sich verlor, sobald das Auge der hohen Frau

sie anlächelte. „Seid getrost, ihr lieben guten Kinder,“ redete sie mit ihrer Silberstimme die schluchzenden Waisen an; „ich werde für euch sorgen.“ Dann zu dem Vorstande des Krankenhauses sich wendend, sagte sie, ihm tief erschüttert die Hand drückend: „Bieten Sie Alles auf, die Unglücklichen zu retten. Versäumen Sie nichts und denken Sie, es seien meine Kinder. Mit Gottes Hilfe will ich ihnen, bis sie sich selber helfen können, Mutter sein. Sie wissen ja, die Kinderwelt ist meine Welt.“ Als sie so gesprochen, beschenkte sie die umstehenden Kranken und schwebte wie eine himmlische Erscheinung hinaus. Freudetrunken sanken die Leidenden auf die Knie. Als ich sie so leise beten hörte, kam es mir vor, als sähe ich ihre der Landesmutter geweihte Andacht wie Blumenduft aufwärts steigen und Segen und Verheißung bringen. Dies Bild, Albrecht, in welchem ich Luisen als Mutter der Waisen, als Trösterin der Kranken mit thränenfeuchten Wangen sah, wird bis zum Grabe vor meiner Seele schweben und noch in späten Jahren lebendig hervortreten, so oft man Preußens Königin nennen wird. Jetzt wirst du wohl begreifen, weshalb ich vorhin kalt sagte: „Ja, ich war dort.“ Ich war auch da, wo ich das innere Leben Luisens, ihre edle fromme Seele durch den thränenfeuchten Glanz ihres Auges, durch die Anmuth ihrer Form durchscheinen sah. Wahrlich! hättest du im Krankenhause die Königin gesehen, du redetest von dem Balle kein Wort mehr und säßest schon an der Staffelei, um die weinende Luise, wie sie unter den verwaisten Kindern und den bleichen Kranken stund, zu malen.“

Von Ludolfs Erzählung mächtig ergriffen, stand Albrecht der Künstler vor seinem Freunde stumm da. Ernst blickte er vor sich hin. Als stände in diesem Augenblicke die Königin Luise, wie Ludolf sie geschildert, vor seiner Seele, sprach er dann: „Alle christlichen Völker, welchem Bekenntnisse sie auch angehören, sprechen in der Kirche, in der Kunst, im täglichen Wirken und Leben, wenn sie das Schönste, das Reinste anbetend nennen wollen, das Wort Madonna, heilige Jungfrau, mit Ehrfurcht aus. Wollte ich aber ein Madonnenantlitz malen, so möchte ich die Königin entwerfen, wie du sie, Freund, unter den Waisen und Kranken mit thränenfeuchtem Auge gesehen. Das, Ludolf, würde gewiß mein gelungenstes Bild: denn da malte Herz und Seele mit." Schweigend umarmten sich die Freunde. Albrecht griff nach seiner Malermappe, drückte seine Kappe auf den Scheitel, und dem ernsten Ludolf auf die Schulter klopfend, rief er: Ja, es ist eine Wahrheit! Der Mensch ist im Leben dem Menschen am meisten das, was man Glück und Unglück nennt. Ein Wucherer stürzt eine Familie in das grundloseste tiefste Unglück, und die Königin Luise nimmt die Kinder der vor Gram und Hunger verschmachteten Eltern mütterlich auf. Der Wucherer und Luise! Gott, welche verschiedene Naturen!"

„Gut, daß du mich an dieses Scheusal mahnst, das das hohe Christengebot Barmherzigkeit frech in den Staub tritt!" rief Ludolf, rasch nach Hut und Stock greifend. Als Albert ihn fragte, was er denn zu thun gedenke, sprach der Doktor bitter: „Dieser Elende soll seit einiger Zeit in einem Gasthause hier leben. So sagte mir der Vorstand des Krankenhauses,

dem es die Unglückliche sterbend vertraut hatte. Der Name des Ungeheuers ist ihm entfallen; doch das Gasthaus und die Nummer des Zimmers sagte er mir."

„Du willst ihm das Vorgefallene nach deiner Art kräftig zu Gemüthe führen," sagte Albrecht; und da Ludolf ernst mit dem Kopfe nickte, seufzte der Künstler und sprach: „Da haben wir ja diesen Morgen beide ein recht unangenehmes Geschäft!"

„Du auch? Wie so denn du?" fragte Ludolf, der sich schon der Thüre genähert hatte.

„Seit einigen Tagen," sprach Albrecht ärgerlich, „male ich an einem Bildnisse, das ein Fremder bestellte. Es war mir, offen gesagt, immer eine Qual, wenn dieser wohlgenährte Mensch mit seinem verschmitzten Gesichte neben mir saß. Er nimmt nämlich mit dem Augenblicke, wo er sich mir gegenüber setzt, ein fremdes Gesicht an. Es scheint mir, er fürchte sich, in seiner wahren Gestalt nicht zu gefallen. Deßhalb erborgt er, um gefällig und angenehm auszusehen, etwas Fremdartiges, nicht bedenkend, daß eben die aufgelegte Schminke am ersten sichtbar wird. Solch ein lächerliches Bemühen, das mir schon bei manchem Gecken, doch nicht in so hohem Grade wie bei diesem Fremden, vorkam, bezeichnet immer eine niedere Eitelkeit, in welcher man mehr scheinen und besser sein will, als man wirklich ist. Solche Leute sind mir stets verächtlich vorgekommen. Doch sie täuschen dadurch nicht Andere, sondern lediglich sich selbst; denn durch dieses Mühen legen sie ihrem Aeußern Zwang auf und geben dem Bilde eine Haltung, welcher der Menschenkenner beim ersten Blicke das Angenommene ansieht. Wenn ich so an diesem Bildnisse malte, so stieg mir,

je schärfer ich nach dem feisten seelen= und geistlosen Gesichte des Fremden, der mir ein tiefer Sechziger zu sein scheint, hinblickte, immer und immer der Gedanke auf, dieser Mensch habe gewiß ein recht hartes böses Herz. Heute aber an diesem braunrothen thierischen Kopfe mit den gleich Schweinsborsten emporstehenden theilweise grauen, theilweise gelblich braun gefärbten Haaren zu malen, zu diesen Zügen meinen Pinsel zu leihen, gerade jetzt zu leihen, wo meine Seele von Luisens edlem lieben Bilde erfüllt ist, wird mir fast unmöglich. Und doch muß es sein; denn ich habe zu kommen versprochen."

„Dazu taugte ich nicht," lachte Ludolf. „Solch einem Thoren müßte ich geradezu in das Gesicht sagen, daß Verstellung fast immer aus dem anklagenden Bewußtsein des Mangels an Wahrhaftigkeit und Lauterkeit entspringt, mit jedem Pinselstriche auf dem Bilde wächst und endlich zur vollendeten Larve wird. Sieh, das müßte ich solch einem Kunden sagen; denn sonst käme mir ja die ganze Sache wie eine Bühnenscene vor, wo sich ein schlechter Spieler im Gesichterschneiden übt."

„Hast wohl Recht," entgegnete Albrecht; „doch mußt du auch bedenken, daß auf dem wirklichen Schauplatze der Welt gar Vieles Larve ist."

„Doch das Beste dabei ist, daß man fast immer wechselseitig die Täuschung durchschauet," fiel der aufgeregte Ludolf rasch ein. „Diese Sucht zu täuschen, gewahrte ich am öftesten bei Amtsmännern, die in ihrem Berufe eine Maske über ihre Natürlichkeit kleben, wie bei gefallsüchtigen Weibern. Hat man auch an einem solchen angenommenen Wesen, bis man klar sieht,

eine kurze Freude, so kann das doch nicht nach innen wirken; denn die Farben sind ja nur von außen aufgeklebt, und liegen kalt und todt auf der Oberfläche. Alle Freundlichkeit solcher Leute läßt das Herz kalt, weil es ihnen an dem rein ausströmenden Lichte edler Menschenliebe fehlt. Nichts als Form, Albrecht, schönes Spielzeug ohne innern Werth! — So erwies mir einmal ein Fürst eine Gnade, begleitete sie jedoch mit herablassenden, aber so hochtrabenden Glossen, daß ich sah, es sei diese Gnade bloße Laune, eine Freundlichkeit, die heute bekannt, morgen unbekannt thut. Der Stachel dieser Freundlichkeit verwundete mich tief, und so wahr ich lebe, ich hätte lieber die Gnade nicht empfangen. Doch jetzt laß uns von dem vielköpfigen eiteln Treiben dieser Welt schweigen. Geh an dein Geschäft. Während du deinen Fremden malst, will ich dem Wucherer sein niedriges sündhaftes Handeln mit den ernstesten Farben als vollendetes Bild im Spiegel der Selbsterkenntniß zeigen."

Unter diesem Gespräche hatten die Freunde das Zimmer verlassen. Sie trennten sich jetzt auf der Straße, um ihrem Vorhaben nachzugehen. Um sich erst gehörig zu sammeln, trieb sich Ludolf über eine halbe Stunde auf den Gassen herum; dann eilte er dem bezeichneten Gasthofe zu. „Welche Gestalt werde ich wohl in diesem Elenden treffen?" fragte er sich selbst, als er endlich nach langem Schwanken die Treppe hinauf stieg. Die ihm genannte Nummer des Zimmers war bald gefunden. Er klopfte an; eine bekannte Stimme rief ein ungehaltenes Herein. Als er jetzt öffnete, überraschte ihn das, was er in dem Zimmer sah. Vor einer Staffelei saß hier sein Freund Albrecht und malte einen

auf dem Sopha in gezwungener hochmüthiger Stellung ihm gegenübersitzenden ältlichen, doch gesund und rund aussehenden Mann, der sich bei Ludolfs Anblicke sofort mit freundlich süßem Lächeln erhub und ihm mit den Worten: „Ich habe die Ehre, mich zu verwundern," entgegen kam. „Also wieder in Königsberg, mein geschätzter Herr von Eichenhain!" rief er, ihm die Hand reichend. „Ei ei ei! So wahr meine Stimme in der Gemeindesitzung Gewicht hat, so wahr muß ich mich mit Ihrer Erlaubniß wiederholt verwundern, daß Sie sich hier noch immer mit den todten Wissenschaften abquälen und vor lauter Studium, Kranke gesund zu machen, fast selbst krank werden, da Sie doch auf Ihrem Landsitze ein so sorgenfreies, beneidenswerthes Leben führen könnten." Dann zu dem Maler sich wendend, sagte der über Ludolfs Erscheinen hocherfreute, listig und fein lächelnde Mann: „Mein Herr, für heute muß ich nun schon um Entschuldigung bitten. Denn Sie sehen in diesem jungen schönen Herrn einen Edeln von Eichenhain, den künftigen Gemahl meiner einzigen tugendhaft erzogenen Tochter Helene."

„Schon gut, mein lieber Herr Knauser," fiel Ludolf dem Sprecher lächelnd in die Rede; „wir kennen uns."

„Wie, Sie und der Herr Maler kennen sich?" fragte der Kaufmann.

„Ei freilich," lächelte Ludolf. „Ich und Albrecht sind ja die besten Freunde."

„Wie, Sie und der Maler?" fragte Knauser erstaunt wieder. Ludolf nickte mit dem Kopfe und Knauser stieß ein stark betontes „Habe die Ehre, mich zu verwundern" heraus. Albrecht empfahl sich; und als nun die Beiden allein waren, sagte Knauser: „Ich

bin nur ein schlichter Kaufmann und kein Rittergutsbesitzer und Adeliger, wie Sie es zu sein das Vergnügen haben; aber, so wahr ich Knauser heiße und meine Kreuzer und Pfennige in diesen schlechten Zeiten zusammen zu halten verstand, muß ich Ihnen schon sagen, daß ich keine Freundschaft mit derartigem Volke schließen könnte."

„Ei, weshalb denn nicht?" sagte Ludolf.

„Aus unendlich vielen Gründen nicht, von welchen ich nur ein Paar hier aufzählen will. Erstens sind diese Leute alle überspannte Narren, die nur immer von Naturschönheiten und Nebelbildern reden und darüber den Zweck des Lebens, Geld und eine angenehme Stellung, vergessen. Zweitens leben sie allzu lustig und laufen in der Regel mit leeren Taschen herum, pumpen dann gewöhnlich die ersten Freunde an und vergessen über der Freundschaft das Zahlen."

„Da denken wir ganz verschieden," warf Ludolf, der sich mit dem Alten über diesen Punkt nicht streiten wollte, leicht hin. „Doch auf etwas Anderes zu kommen; was macht meine Helene? Befindet sie sich wohl? Ist sie heiter? Sagen Sie, lieber Herr Knauser, ist sie etwa hier?"

„Hier im Gasthofe nicht, weil sie eben ausgegangen ist," lächelte Knauser schlau; „doch in Königsberg. Ich erwarte sie jeden Augenblick. Ei tausend, wie wird das Mädchen eine Freude haben!"

„Eine größere als ich sicher nicht!" sprach Ludolf warm. „Ach Herr, wüßten Sie, wie sehr ich Helenen gut bin, so würden Sie das begreifen."

„Wissen?" lächelte Knauser selbstgefällig. „Bin ja auch einmal jung gewesen." So sprechend, trat

er zu einem großen Wandspiegel und riß sich nach seiner Gewohnheit einige auffallend weiße Haare vom Scheitel, spielte dann an seinen radförmigen großen goldenen Ohrenringen, die ihm das Aussehen eines Indiers gaben, und stieß aus seiner goldenen Dose eine tüchtige Prise in seine blatternarbige Nase hinauf. Dann sagte er, wieder zu seinem künftigen Schwiegersohne gewendet: „Wer sagte Ihnen denn, daß ich hier sei? Hätte ich nur eine Ahnung gehabt, daß Sie sich hier befänden, so hätte ich längst allen Lohnbedienten schnelle Füße gemacht, um Sie aufzusuchen und zu mir zu bitten. Ich war wirklich ganz erstaunt, als ich Sie so plötzlich, so unerwartet bei mir eintreten sah! Sagen Sie, wie kam es doch?"

„Ein Zufall führte mich hieher," entgegnete Ludolf; „und indem ich hier ein hartnäckiges, boshaftes menschliches Scheusal zu finden glaubte, dem ich das Elend, das Verderben, das sein sündhafter Wucher anrichtete, vorhalten wollte, und nun Sie fand, war auch ich sehr überrascht." Ludolf erzählte jetzt mit inniger Theilnahme die erschütternde Familienscene in der Bodenkammer wie die im Krankenhause, und war nicht wenig erstaunt, als nun Herr Knauser also sprach: „Da haben Sie in mir auch zugleich den, den Sie suchten, gefunden. Ei ei ei! Ihr lieben jungen Leute, wie ihr doch gleich gerührt, gleich heftig und erzürnt werden könnet. Doch diese Hitze legt sich mit den Jahren. Setzen Sie sich zu mir und hören Sie mich an." So sprechend, zog er sich selbst niederlassend den von Abscheu erfüllten Eichenhain zu sich auf das Sopha hin und sagte nun, ganz gemächlich sich in den Polstern dehnend: „Dieser Mensch, der, wie Sie sagten, in der

Bodenkammer starb, konnte, um seine Kinder dem Elende zu entreißen, wirklich nichts Besseres thun, als sterben."

„Wie, Herr Knauser?" fragte Ludolf, höchlich erstaunt; „war der Unglückliche denn ein schlechter Familienvater, etwa gar ein Verschwender?"

„Das nicht," sagte Knauser achselzuckend; „aber sehen Sie: er war einmal zum Kaufmanne nicht gemacht; denn er war ein schlechter Unternehmer und ein sogenannter ehrlicher Dummkopf. Früher war er bei mir Ladendiener, und da er mir nie auch nur einen Heller veruntreute, ich daher mit ihm stets recht zufrieden war, so gab ich ihm, als er auf den Einfall kam, ein eigenes Geschäft zu beginnen, das, was ihm dazu abging. Anfangs machte sich die Sache gegen mein Erwarten gut; doch bald hatte er, weil er mit der ihm eigenen dummen Gutherzigkeit immer hinaus borgte, eine Masse ausständiger Rechnungen, aber wenig baares Geld mehr in Händen. Als ich davon hörte, warnte ich ihn vor solch unsinnigem Treiben, ließ mir die ausständigen Rechnungen zeigen und klagte die Schuldner alle auf dem Stadtgerichte ein. Bei Vermeidung der Auspfändung mußten sie auf eine bestimmte Frist zu zahlen versprechen; und als ich so die Sache in die schönste Ordnung gebracht, reiste ich ab. Herr Eichenhain, denken Sie sich, was dieser fürchterlich dumme Mensch that. Nein, das zu errathen, ist einem gesunden Hirne unmöglich. Denken Sie, die festgesetzten Fristen verliefen, die Schuldner bezahlten nicht, und dieser schlechte Kaufmann, was glauben Sie, was er that?"

„Nun, er ließ sie nicht auspfänden?"

„Habe die Ehre, mich neuerdings und zwar erstaunlich zu verwundern," rief Knauser mit seiner grellen rasselnden Stimme, die Augen wie eine Eule aufsperrend. In diesem Augenblicke glich sein Gesicht dem eines tückischen Koboldes und seine bräunlich blauen geöffneten Lippen ließen eine Reihe gelber verfaulter Zähne sehen, unter denen sich besonders ein langer breiter, dem Hauer eines Ebers gleich, an Häßlichkeit auszeichnete. „Ja, Herr von Eichenhain," nahm er endlich wieder das Wort, „dieser dumme Kaufmann ließ dieses Lumpenpack von Schuldnern nicht auspfänden, konnte aber deßhalb, weil er nicht bezahlt ward, mich auch nicht bezahlen. Bis dahin hatte ich — denn die Frist, wo ich mein Geld erhalten sollte, war schon um — ihm gewartet; nun aber, als ich diesen schlechten Streich hörte, kannte ich mich selbst nicht mehr. Ich klagte den schlechten Wirthschafter ein, und da er sich zahlungsunfähig erklärte, so nahm man ihm auf mein Andringen Alles, selbst die Betten und das letzte Stück Hausgeräthe weg. — Nun, Herr von Eichenhain, hat das dieser Mensch nicht verdient? Er starb über diesen dummen Streich. Unsere gnädige Königin nahm sich, was bei seinem Leben nicht geschehen sein würde, nach seinem Tode der Seinen an. Sagen Sie, war das nicht das Klügste, daß er starb? Reden Sie doch; that ich nicht recht?"

„Nein, beim Himmel nicht!" rief Ludolf, voll Entrüstung vom Sopha sich erhebend. „Im Alter wie in der Kindheit beruhen ja alle unsere Hoffnungen auf der Hülfe Anderer, damit wir liebreich und barmherzig sein lernen. „Sei barmherzig gegen deinen Nebenmenschen," das ist die erste und letzte Lehre, die die

Vernunft dem Menschen ertheilt. Nein Herr, so wahr ich spreche wie ich fühle, Sie thaten nicht recht, sondern begingen an dem Unglücklichen eine furchtbare Sünde, die Sie einst mit ihrer ganzen drückenden Schwere treffen wird."

„Schöne Worte, nichts weiter," lachte Knauser. „Hätte ich etwa mein Geld verlieren sollen? Nein, nein! Behalten Sie Ihre Grundsätze; ich bewache mein Geld und bin dabei nie schlecht gefahren. Ohne Geld ist der Mensch ein Lump. Wer achtet denn einen so armen Teufel? Wer? — Hat man aber Geld, so ist man ein gemachter Mann, kann Alles durchsetzen, Alles erlangen. Das ist mein Grundsatz, und ich konnte dabei lachen und war glücklich. Zuerst fühle ich für mich. Was gehen mich Andere an? Sie sollen sich selbst helfen." Ludolf, der nun nicht länger an sich halten konnte, maß den dicht vor ihm stehenden wohlgenährten lächelnden Mann mit strengem Blicke und sagte sehr ernst zu ihm: „Das nur für sich fühlende Herz kann nie ein gutes sein. Aus Blindheit, Herr, nennen Sie sich glücklich. Sündhafte Thorheit läßt Sie auf ihrem Arme tanzen, um Sie in beständigem Lachen zu erhalten. Doch, Herr, Sie sind, so wahr Gott einst die Thaten der Menschen abwägen wird, mit Ihrer äußersten Gefahr vergnügt. Aber gerade dieses Vergnügen ist die Verheißung einer spätern Pein. Die Vergeltung, Herr, gleicht einem strengen Gläubiger; sie fordert um so mehr, je länger sie gewartet, macht aus dem noch kaum empfundenen Glücke plötzlich eine Geisel, um dann unempfindlich für zu späte Reue die Seele zu quälen. Beherzigen Sie das; denn die Glückseligkeit der Welt muß Jeden, dessen Geist auch

nur über eine Stunde hinauszudringen vermag, einen traurigen Anblick gewähren. Wohl dem, der nur solche Freuden genießt, die nimmer sterben können. Denn wer nicht auf einen unsterblichen Grund baut, der verdammt seine Freuden, so zärtlich er sie auch zu lieben scheint, zum Tode." Knauser war verlegen; er wußte nicht gleich, was er dem wackern Eichenhain entgegnen sollte. Doch bald hatte er wieder seine Ruhe gewonnen, und die Weste behaglich über den aufgeblähten Bauch ziehend, sagte er: „Ich habe niemals gehört, daß es Sünde sei, seine Habe zu schützen. Auch sagt man, daß es dem, der nicht recht thue, oft schon in diesem Leben gar böse gehe. Doch sehen Sie, mir ging es noch immer sehr wohl."

„Freveln Sie nicht," unterbrach ihn Ludolf, „und glauben Sie ja nicht, daß man nur in den Stürmen des Lebens zur Furcht Grund habe. Denn gerade, wenn das Schicksal recht heiter lächelt, hat der Mensch am meisten auf der Hut zu sein. Des Himmels Gnade hienieden ist nur eine Prüfung, Herr Knauser, nicht aber, wie Sie wähnen, eine Vergeltung Ihres Thuns. Sie ist ein Ruf zu Ihrer Pflicht, nicht aber eine Erlassung der Sorgen; und gerade diese Gnade soll Sie zur Betrachtung Ihres Wirkens erwecken, um sich ihr würdig zu zeigen und sich so der ewigen Gnade theilhaft zu machen."

„Will mir das Alles überlegen," lachte der verstockte Kaufmann; „denn gut Ding braucht Weile; und finde ich in der Folge nach reifer Prüfung und Abwägung Ihre Rede wahr, so will ich mir Alles gehörig zu Gemüthe führen. Denn, wie gesagt, gut Ding braucht Weile."

„Der Aufschub, Herr, ist ein Dieb der Zeit,“ entgegnete der wackere Ludolf mit warnendem Ernste. „Es ist ein kühner Gedanke, wenn der Mensch das künftige Morgenlicht als eine sichere Hoffnung erwartet. Wo kann der künftige Morgen aufgehen? Herr, vielleicht in einer andern Welt. Was man thun will, geschehe deshalb gleich; denn keine der menschlichen Stunden hat ein Vorrecht.“

„Es läßt sich nicht Alles gleich abmachen; und vielleicht mußten Sie auch schon Manches, was Sie zu thun gesonnen waren, aufschieben; vielleicht machte es sich dann besser,“ entgegnete Knauser schlau.

„Auf dieses Vielleicht, das wegen seiner Lüge so berüchtigt ist,“ sagte Ludolf, immer heftiger werdend, „setzen allerdings viele Menschen ihre Hoffnung, spinnen ewig Entwürfe und sterben plötzlich von den künftigen Plänen schwanger. Was man mit seinem Gewissen ins Reine zu bringen hat, das geschehe darum gleich; denn der Aufschub stiehlt dem Menschen ein Jahr nach dem andern, bis alle entflohen sind, und überläßt dann die gar großen Angelegenheiten der Ewigkeit, der Gnade und Ungnade eines Augenblickes. Denken Sie, wenn Sie plötzlich abgerufen würden, und der unglückliche Mann, der, Herr, ich will mich gelinde ausdrücken, wegen Ihrer allzu raschen Handlung des Hungertodes starb, drüben als Ihr Ankläger vor Sie träte, an der Hand seine vor Kummer, Noth und Schrecken gestorbene Frau, was würden Sie da empfinden? Würde sich nicht der Schreck der so schnell zur Reife gekommenen Vergeltung gleich Geierkrallen in Ihr Herz einklammern? Würden Sie nicht zu vergehen wünschen, um das zürnende Antlitz des gerechten

Richters nicht sehen zu müssen, von dessen Munde ein Wort tönen könnte, ein Wort — ich will es nicht aussprechen. — Ich meine es gut mit Ihnen, so gut, wie es nur immer ein Sohn mit dem Vater meinen kann. Nehmen Sie mir daher diese meine freie Sprache nicht übel; denn ich will ja nur Ihr Wohl."

„Nein, nein!" sagte Knauser, plötzlich sehr verstimmt, „ich nehme nichts übel; aber sagen Sie, wie kommen Sie als junger Mann zu so ernsten finstern Gedanken? In Ihrem Alter fiel mir so etwas nie im Entferntesten ein."

„Das ist einfach zu erklären," sagte Ludolf. „Das Studium der Arznei ist ein gar ernstes, und Keiner hat wohl mehr Gelegenheit, die Hinfälligkeit des Menschen genau zu erforschen, als gerade der Mediziner. Wie oft dachte ich, wenn ich auf der Anatomie die Leiche eines plötzlich Verstorbenen zerlegte und das Uebel nun klar vor mir lag, das ihm den schnellen Tod gegeben, wie oft dachte ich daran, ob der Abgeschiedene wohl auch mit seinem Gewissen ins Reine gekommen sei, bevor sein Handeln in dem tiefen Stillschweigen aufhörte, wo die Ewigkeit ihren Anfang nimmt. Sehen Sie, solche Gedanken ließen in mir früh den Ernst zur Reife kommen, und da mir die Hinfälligkeit des Lebens, die ich täglich mehr durchschaute, immer klarer vor die forschenden Blicke trat, so genügte mir ein irdisches Glück allein nicht mehr, und ich suchte in der Unsterblichkeit des Menschen Ruhe und Trost. Dieser Gedanke führte mich auf sicherm Pfade aus dem Bereiche finsterer Schrecken zu ewig lichten Tagen hin."

In tiefes Nachdenken sich verlierend, schwieg Ludolf eine Weile. Dann sagte er plötzlich in raschem Tone wieder

„Denken Sie öfter an den Tod. Dieser Gedanke wird Sie alles irdische Glück in bleichern Farben sehen lassen. Sie werden sich in Ihrem bisherigen Treiben nicht mehr genügen und die Sehnsucht, durch den Tod zu neuem Leben zu erwachen, wird Sie mahnen, sich zu jenem Leben ohne Aufschub vorzubereiten. Wenn sich wieder ein Fall wie bei dieser unglücklichen Familie ereignen sollte, so seien Sie ja kein so harter Gläubiger mehr und denken Sie sich in Ihres Nächsten Lage. Sehen Sie in ihm den Bruder. Dann nur handeln Sie wie ein Biedermann und nie wird sein Vorwurf Sie jenseits anklagen. Jeder Brave soll sich freuen, Anderer Wohlfahrt zu fördern; dann werden auch beim Wechsel des Geschickes im fremden, wie im Vaterlande ihm gute Menschen hilfreich ihre Hände reichen. — Jetzt will ich gehen, um Sie nicht länger zu stören. Was ich gesprochen, mußte ich dem sagen, der so viel Unheil und Jammer über die Unglücklichen gebracht, und ich bin froh, daß es geschehen ist, weil ich Sie erschüttert sehe" So sprechend, ergriff Ludolf warm seines künftigen Schwiegervaters Hand. Dann sagte er, aus dem ernsten Tone in einen heitern übergehend: „Für heute leben Sie wohl. Morgen komme ich mit Ihrer Erlaubniß wieder, um Helenen, meine Verlobte, zu sprechen." Mit diesen Worten entfernte sich der edle Eichenhain, nachdem er ihm zuvor noch dringend ans Herz gelegt hatte, an den hinterbliebenen Waisen das, was er an ihren verstorbenen Eltern verbrochen, nach Kräften wieder gut zu machen.

Knauser war in der That sehr bewegt; denn Ludolfs Worte hatten durch sein Herz die Schrecken des Todes und der Vergeltung gejagt. Recht finster

maß er, als er allein war, die Länge des Zimmers. Dann riß er plötzlich ungestümm an dem gestickten Glockenzuge; und als eilig ein Kellner erschien, bestellte er eine Flasche Porto und ein Gabelfrühstück. Der Diener eilte davon und bald stand das Verlangte auf dem zierlich gedeckten Tische vor dem wahren Lebemanne, der außer sich Niemanden etwas gönnte. Auf diese selbstische Fleischmasse machte Alles nur einen flüchtigen Eindruck; denn sein nur manchmal von flüchtiger Reue verwundetes Herz heilte gleich wieder zu, wie die verwundete Luft, in der man keine Spur entdeckt, wenn der Pfeil durchgefahren. Gleichwie die Wolke vom durchstreichenden Flügel keine Narbe, wie die zertheilte Welle vom Schiffskiele keine Furche behält, so behielt auch des Kaufmanns Herz keines von Ludolfs Worten. Er aß und trank und freute sich, daß seine Tochter Helene mit Eichenhain, wie er wähnte, eine so reiche Partie machte. Er lachte und rieb sich die Hände. Die Waisen und ihre durch seine niedrige Handlung verschmachteten Eltern waren vergessen. Er war mit seiner Speculation zufrieden; denn dieser Knauser war ein alter, in seinem niedern Wucherleben hart gewordener Sünder.

III.

Woher sie kam und wie sie sich zu mir
gefunden? Dieses frage nicht. — Als ich
die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
und dunkel, mächtig, wunderbar ergriff
im tiefsten Innern ihre Nähe mich.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt: —
es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben. —
Die Seelen schienen ohne Wortes Laut
sich, ohne Mittel, geistig zu berühren,
als sich mein Athem mischte mit dem ihren.
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
die ist es oder keine sonst auf Erden!
Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet.
Da ist kein Widerstand und keine Wahl.
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

Albrecht war, als er sich bei Knauser und Ludolf empfohlen, sogleich nach Hause geeilt, um auf seinem Zimmer den Freund zu erwarten, der, wie er hoffte,

nach der Unterredung mit seinem künftigen Schwiegervater sich dort bestimmt einfinden würde. Wie er gedacht, so war es auch, und ehe ein paar Stunden vergingen, trat der Erwartete sehr angegriffen bei ihm ein. Nicht wenig war Albrecht erstaunt, als ihm nun Ludolf gedrängt, doch verständlich genug, die Unterredung mit Knauser mittheilte. Als er geendet hatte, schüttelte der Maler gedankenvoll das Haupt. „Solch einen Mann, Freund,“ sagte er warm, „möchte ich wahrlich nicht zum Schwiegervater haben. Selten ruht auf einem Gelde, das man durch solche empörende Handlungen erworben, ein Glück. Wo sollte da der Segen herkommen?“

„Heirathe ich Helenen ihres Geldes wegen?“ meinte Ludolf; „und was in aller Welt kann denn das reine unschuldsvolle Wesen für ihres Vaters Sünden?“

„Daß die Jungfrau nichts dafür kann, ist begreiflich,“ entgegnete Albrecht; „doch es wird auch dir nicht unbekannt sein, daß an solchem Gelde tausend Thränen, tausend Verwünschungen kleben, die sich an den unschuldigen Erben schon oft geltend machten. Wenn ich dir rathen darf und du noch mit Ehren zurücktreten kannst, so thu es, Freund; denn von dieser Verbindung läßt sich kein Glück erwarten.“

„Auch mir liegt es,“ sagte Ludolf finster, „seit ich diesen so tief gesunkenen Menschen durchschaute, lastend bange auf der Seele; doch die arme Helene, die so rein, so edel fühlt, dieses arme unschuldige Wesen mit dem frömmsten, besten Gemüthe wegen des Vaters Schuld zu verlassen, das ist zu viel verlangt.“

„Bist du ihrer edeln Denkungsart, ihres frommen Gemüthes so sehr versichert, Freund? — Ludolf, täusche

dich nicht selbst; denn die Neigung macht oft blind, und später erst sieht man mit klarem entschleiertem Auge. Es sollte mich höchlich wundern, wenn bei dem steten Umgange eine solche Denkungsart des Vaters nicht theilweise auf die Tochter übergehen sollte. Ferne sei es von mir, ihr zu nahe treten zu wollen; doch dich zu warnen halte ich für meine Pflicht. Wie lange kennst du denn Helenen schon? Wo sahest du sie zuerst?"

„Vor zwei Jahren, als ich bei meiner Schwester Hochzeit in Berlin zugegen war. Auch Helene und ihr Vater waren geladen. Doch wie sie sich zu mir gefunden, das, guter Albrecht, kann ich dir nicht sagen. Denn als ich bei dem heitern Feste die Augen wandte, stand mir Helene plötzlich dicht zur Seite. Tief in der Brust ergriff es mich wunderbar, als ich ihr ins Auge schaute. Nicht ihre edeln Züge waren es, nicht die Rosenblüthen auf ihren Wangen, selbst nicht der edle Glanz, der so erhebend um ihre Formen floß. Nein, Albrecht, das war es nicht. Es war vielmehr ihr tiefes, ihr geheimes Leben, was mich mit mächtiger Gewalt ergriff. Helene war mir fremd, und doch glaubte ich, seit Jahren schon ihr Bild in meiner Brust zu tragen. Vertraut erschien sie mir und längst bekannt. Geistig berührten sich in diesem Augenblicke unsere Seelen. So, Albrecht, kann es nur sein, wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet, und klar war mir auf einmal im Gemüthe, wenn ich ein häuslich stilles Glück auf Erden suchen wollte, so dürfte ich keine Andere als Helenen wählen. Was ich empfand, sprach ich auch schon am nächsten Tage aus, und ehe eine Woche schwand, verlobte man mich im Fa-

milienkreise förmlich mit Helenen. — Als einer der glücklichsten Menschen eilte ich nach Königsberg zurück; denn jetzt galt es, eine Stellung als Arzt zu erwerben, um mein Helenen gegebenes Wort zu erfüllen. Diese ist, will es Gott, bald gefunden; weiter wird dann der Himmel helfen."

Nicht ohne Rührung hatte Albrecht dem Freunde zugehört. Als er jetzt zu Ende war, sagte er, wehmüthig Ludolfs Hand ergreifend: „Lieber Freund, weiß denn auch Helenens Vater, was du für deine Schwester gethan, was du als Bruder ihr zum Opfer brachtest?"

„Ich denke, da es kein Geheimniß ist, daß auch er es erfahren habe; doch weiß ich es nicht gewiß."

„Denke nur," rief Albrecht heftig, „er wisse es nicht. Mache dich mit diesen Gedanken ja vertraut. Denn nach dem, was ich von diesem Knauser gehört, bin ich fest überzeugt, daß er es nicht weiß."

„Schweig!" rief Ludolf erbleichend, „und wühle nicht in meiner Brust ein Meer von Zweifelsschrecken auf. Gott, war ich denn blind, daß ich daran gar nie gedacht! Es wäre entsetzlich! Lebe wohl; ich muß Gewißheit haben. In meinem Kopfe drehen sich tausend zuvor fremde Gedanken wild durcheinander; sie müssen Luft haben."

„Was willst du thun? Ludolf, du bist fürchterlich erschüttert."

„O Albrecht," rief jetzt Ludolf, ganz seinem schmerzlichen Gefühle freien Lauf lassend, „ich könnte weinen wie ein Kind; denn plötzlich liegt mein Unglück klar entfaltet vor mir. Ich muß reden. Ich muß mit Helenens

Vater reden, muß ihm Alles sagen, Alles, was mir jetzt zu denken so schwer wird. Es gilt jetzt einen ernsten Gang. Entweder verschafft mir dieser die Gewißheit meines Glückes hienieden, oder es gilt, sich mit dem brünstigen Verlangen von der Erde loszureißen, den Anker der schönsten irdischen Hoffnung zu lichten und sich mit dem Gedanken an eine bessere Welt von Stunde zu Stunde mehr vertraut zu machen." Mit diesen Worten stürmte Ludolf hinaus. Albrecht rief ihm nach; doch jener hörte nicht.

Während so die Freunde mit einander redeten, saß Helene auf ihrem einsamen Zimmer. Ihr Gesicht strahlte vor Freude; denn ihr Vater hatte der heimgekehrten Tochter nicht verschwiegen, daß Ludolf, ihr Verlobter, da gewesen. Die schönsten Frühlingsrosen, von denen sie manche duftende Knospe brach und ein Sträußchen für den ihr so theuren Ludolf zusammen band, blühten vor ihr auf einem Blumentische. Jungfräuliche Unschuld that sich in jedem ihrer Blicke, in jeder ihrer Bewegungen kund, und in ihren Zügen malte sich das Innerste ihrer Seele. Unbelauscht plauderte sie von vergangenen schönen Stunden und lenkte die Gedanken zu künftigen hin. Sanft, bescheiden waren ihre Worte; in jedem Laute that sich reine, liebliche Weiblichkeit kund. Wer sie so gesehen und gehört hätte, wie sie von tausend Kleinigkeiten sprach, wie sie solche, sei sie erst Ludolfs Gattin, im häuslichen Leben einrichten wollte, der hätte gewiß gedacht, diese Jungfrau würde einmal eine gute Hausfrau. Helene strebte auch nie über die Grenzen des häuslichen Lebens hinaus. Denn stets lebte und athmete, wirkte und schaffte sie in dem sanften ruhigen Kreise

der zurückgezogenen Häuslichkeit, welche um so besser gedeiht, je stiller, je harmloser und einförmiger sie ist. Da war sie sehr verschieden von vielen ihres Geschlechtes, die sich diesem stillen Treiben entziehen und sich zwischen den Grenzen des Erhabenen und Niedern, des Auserlesenen und Verwerflichen bewegen. So war Helene nicht. Sie hielt sich stets innerhalb der um sie gezogenen engen Schranke des Häuslichen, und ihr frommer Sinn hatte diese Abgeschlossenheit stets lieber gewonnen. Gerade in dieser Einförmigkeit und der sich gleich bleibenden, immer wiederkehrenden Tagesordnung, wo mit schöner Ruhe ein Geschäft aus dem andern ungestört hervorgeht und bei diesem friedlichen Wirken doch ein wohlgeordnetes Ganzes entsteht, liegt für jede Hausfrau und Mutter die Bestimmung, welche mit freundlichen Banden alle Glieder der Familie liebreich umschließt und den Segen des Himmels ins Haus und an den Tisch bringt. Ihr Verstand war hell und klar, ihr Herz fromm und edel, und der schöne Schmuck unschuldsvoller Weiblichkeit war über ihr ganzes Wesen ausgegossen. Sie war nicht herrschsüchtig wie manche Frauen; denn ihre sanfte weibliche Natur ließ sie empfinden, daß ihr im Leben eine edle Stütze Noth thue. Die ganze Welt sah sie mit heitern, arglosen Blicken an. Durch thätiges Streben und durch edle fromme Betrachtungen heiligte sie ihre Stunden und benahm dadurch dem Leben wie dem Tode seinen Stachel. Sie wandelte mit der Natur, und deren Pfade sind Friede. Sie wußte den Unterschied zwischen bloßem Dasein und wirkendem Leben; wußte, daß das bloße Dasein des Zeitverschwenders, der doch zum Wirken geschaffen, diesen oft martere und mit

einer unerträglichen Bürde niederdrückte. Deßhalb nützte sie die Zeit, die Gott zum Gebrauche, nicht zur Verschwendung verliehen; deßhalb lebte sie thätig und war unter den Lebenden nicht bloß da. Dächten alle Menschen so, so wäre dadurch schon manchem Uebel gesteuert; denn der Zeit ist befohlen, Stürmen und Fluthen gleich fort zu eilen und nimmer auf den Menschen zu warten. So schrumpfen Jahre in Augenblicke und Jahrhunderte in ein Jahr zusammen. Kraftlos sinken Geschlechter zusammen; doch die Zeit eilt über Leichensteine und Moder ewig jung mit weit ausgebreiteten Schwingen schneller als die Winde dahin, und bestürzt murrt mancher Mensch erst am Grabesrande über ihren schnellen flüchtigen Flug. Darüber dachte Helene gar oft nach, besonders seit dem Verhältnisse mit Eichenhain. Oft, wenn sie zusammen sprachen, redeten sie von dergleichen ernsten Dingen; und wie der kaum befiederte junge Adler den Flug mit dem geübten starken Vater allmählig weiter wagt, so wagte auch sie es allmählig, zu ihres Ludolfs Gedankenfluge sich aufzuschwingen. Alles, was er mit ihr sprach, klang ihr so warm, so wahr im Gemüthe wieder. Sie ehrte seine edeln Grundsätze und weinte oft im Stillen, wenn sie prüfend nachsann, wie verschieden von dem wackern Ludolf ihr Vater denke. Wo er durch seine Härte eine Wunde aufriß, suchte sie durch ihre tröstende Milde, durch ihre Güte wieder zu versöhnen, was ihr, erfuhr es der strenge Vater, oft seinen ganzen unbändigen Zorn zuzog. Um den steten Bitten Helenens zu entgehen, ließ sie der Vater, besonders seit dem letzten Jahre, keinen Blick mehr in seine kaufmännischen Angelegenheiten werfen. Sie wußte

daher von dem furchtbaren Unglücke, das ihres Vaters niedrige Handlungsweise über eine bemitleidenswerthe Familie gebracht, keine Silbe und glaubte, daß ihrem Aufenthalte in Königsberg nur die Heirathsangelegenheiten mit Ludolf zu Grunde lägen. Denn hätte die zartfühlende Jungfrau von dem Jammer, den der harte Vater angerichtet, nur eine Ahnung gehabt, so hätte sie sich gewiß keinen frohen Augenblick gegönnt und alle Aufmerksamkeit den verwaisten Kindern zugewendet. So aber wußte sie, wie schon erwähnt, nichts davon und schaute mit heiterm Blicke in eine ihr so schön lächelnde Zukunft. Sie wünschte der Zeit Flügel; denn Ludolf hatte ja erst anderen Tages wieder zu kommen versprochen. So sehnsüchtig, wie diesen Morgen hatte sie noch keinen herbei gewünscht. Um sich zu zerstreuen, setzte sie sich an einen schön gearbeiteten Flügel, der ihr Zimmer schmückte, schlug in ihrem Gesangbuche eines jener Lieder auf, welche ihr Ludolf hineingeschrieben, und trug nun die sanfte einfache Weise mit zarter Innigkeit vor. Es war ein Lied, an die Hoffnung gerichtet, und ohne irgend ein gemachtes Mienenspiel anzuwenden, folgte der Ausdruck ihrer Züge dem der Worte und Töne bis in die feinsten Beziehungen nach. Jede der schönen Linien ihres Gesichtes schien durch den zarten Hauch der Klänge bewegt, gleich dem klaren Spiegel eines Sees, der sich mit sanftem Wiegen leise wehenden Lüften schmiegt. Da fiel plötzlich ein dunkler Wolkenschatten einer trüben Ahnung gleich auf ihre eben noch heitere Stirne. Sie konnte nicht mehr singen, nicht mehr spielen, und ohne zu wissen weßhalb, traten ihr Thränen in die Augen. Wie von einem gähen Schrecken

durchzittert, stand sie auf, und da ihre Angst sich mit jedem Augenblicke steigerte, so faltete sie die Hände, erhob die Augen gegen den Himmel und flehte mit banger Seele um die Abwendung eines Unglückes, das eine Ahnung ihr verrieth.

In diesem Augenblicke, wo es ihr so schwer aufs Herz gefallen war, trat Ludolf mit gleichem Bangen, wie es Helene fühlte, bei ihrem Vater ein, der ihm mit seinem: „Habe die Ehre, mich zu verwundern", entgegen trat. Helenens Zimmer war von dem des Vaters ganz abgelegen, so daß sie von dem Gespräche, das zwischen Beiden bald in lebendigem Gange war, nichts vernehmen konnte. „Wie gesagt," sprach Knauser, „ich habe alle mögliche Achtung vor Ihrem schönen Streben, ein recht gelehrter Herr zu werden; doch sehen Sie: was soll Ihnen alles das helfen, wenn Sie einmal Ihr Eigenthum verwalten sollen? Sehen Sie, um all das gelehrte Zeug gibt der Geschäftsmann keine Prise Taback. Sind Sie einmal mit Ihrer Gutsverwaltung beschäftigt, so werden Sie so denken wie ich, werden schlechte Zahler so gut pfänden lassen wie ich, und werden sich gestehen, der alte Knauser habe doch auch zuweilen Recht gehabt. Wir wollen die Sache nun abmachen; setzen Sie sich. Es ist jetzt eine Zeit, in welcher man, wenn man klug ist, das Geld nützlich umkehren kann. Lassen Sie uns deshalb vor allen Dingen vom Gelde reden." Ludolf, der sich niedergelassen, saß, als diese Saite angeschlagen ward, wie auf Kohlen, und Knauser nahm nun einen scheinbar sehr herzlichen Ton an. „Vom Gelde, lieber Herr von Eichenhain, ist jetzt meine Pflicht, mit Ihnen zu reden," begann er; „denn sehen Sie, Sie glauben

etwa, mit meiner Tochter eine recht reiche Partie zu machen."

„Herr Knauser, glauben Sie, ich trachte —"

„Bloß nach meinem Gelde?" unterbrach der Kaufmann den künftigen Schwiegersohn. „Nein, das glaube ich nicht; doch von dem bloßen Ansehen eines schönen Gesichtes kann man nicht leben, und ein so reicher Herr wie Sie trachtet immer, auch eine wenigstens im Gelde ebenbürtige Partie zu machen. Lassen Sie mich daher ausreden und unterbrechen Sie mich nicht. Wiederholt sage ich nun, Sie glauben vielleicht, ich könnte meiner Helene gleich bei der Trauung eine Ihren Vermögensumständen angemessene Mitgift beigeben. Sehen Sie, das kann ich nun nicht, und zwar aus dem Grunde nicht, weil ich Geschäftsmann bin und um Geschäfte zu machen, Geld erforderlich ist. Geschäfte zu machen ist mir zur zweiten Natur geworden; deßhalb kann ich auch für jetzt meiner Tochter nur zehn Tausend Thaler mitgeben."

„Ach, mein Herr —"

„Das ist nicht viel, wollen Sie sagen," unterbrach Knauser wieder den verlegenen Ludolf. „Ich weiß es, Sie haben Recht; aber es geht einmal nicht anders, und wenn ich das Aeußerste thue, so kann ich meiner Helene im höchsten Falle noch zwei Tausend Thaler auf die bereits ausgesprochene Summe legen; aber dann auch keinen Groschen mehr, so wahr ich Magistratsrath bin."

„Aber bester Herr —"

„Das reicht noch Alles nicht hin, wollen Sie sagen. Ich verstehe und begreife," schwatzte Knauser, der sich durchaus nicht unterbrechen lassen wollte, fort.

„Mehr zu geben ist mir aber aus genannten Gründen nicht möglich; ich kann nicht. Doch nur getrost; was Ihr jetzt nicht bekommt, wird Euch nach meinem Tode zu Gute kommen. Deßhalb geduldet Euch, liebe Kinder; es bleibt nicht aus. — So, jetzt wissen Sie, was ich meiner Tochter mitzugeben im Stande bin. Nun erklären Sie sich offen als Geschäftsmann, nicht als Liebhaber: können Sie Helenen brauchen?“

„Aber Herr, wer in aller Welt wird um ein so edles liebes Wesen wie um eine todte Waare handeln!“ rief Ludolf mißbilligend.

„Der Geschäftsmann wird das thun,“ lachte Knauser, „und der hat Recht. Denn von dem Augenblicke, in welchem Helene Ihnen angetraut wird, haben Sie für sie zu sorgen. Sie mag gesund oder krank sein, mag heiter bleiben oder mürrisch werden, mag verschwenden oder sparen, mag schön bleiben oder häßlich werden: ich nehme mich um nichts mehr an und gebe nichts heraus, bevor mich der Tod zu meinem letzten Willen zwingt. Das Alles ist zu überlegen; und haben Sie das erwogen, so sprechen Sie sich gefälligst aus, ob Sie meine Tochter mit der Mitgift von zwölf Tausend harten Thalern, unter denen sich kein einziger falscher befinden darf, zur Frau brauchen können.“

„Herr Knauser,“ rief nun Ludolf, entschlossen, sich ferner nicht mehr unterbrechen zu lassen, „ich erkläre Ihnen ein für alle Mal, daß ich meine zukünftige Frau nie nach ihren Thalern abwiegen werde. Nicht die reiche Kaufmannstochter traf meine Wahl, sondern die fromme, geist- und seelenvolle Helene. Behalten Sie Ihr Geld in Ihrem Geschäfte; drücken Sie fürder keinen braven Mann mehr, wenn er das nicht

zu leisten vermag, was er soll, und vergessen Sie die Waisen im Krankenhause nicht. Ich fühle mich hochbeglückt durch Helenens Besitz."

„Wie, Sie vortrefflichster Schwiegersohn! Sie wollten mir meine im Schweiße meines Angesichtes verdienten Thaler lassen?" rief Knauser und sein Kupfergesicht erglühte von der Freude schändlichen Geizes. „Nein, lieber Schwiegersohn," rief er, Ludolfs beide Hände in zitternder Aufregung drückend, „das kann ich nicht zugeben. Sechs Tausend müssen Sie mindestens annehmen."

„Auch diese können Sie jetzt noch in Ihrem Geschäfte lassen; denn ich habe noch so viel —"

„Als Sie für Ihr ganzes gesegnetes Leben brauchen können. Das weiß ich und bin stolz darauf, es zu wissen. Also ohne Mitgift!"

„Halten Sie ein, Herr Knauser," unterbrach Ludolf jetzt mit allem Ernste den habsüchtigen Schwätzer, „und lassen auch Sie mich jetzt ausreden. Ich habe nicht so viel, um mein ganzes Leben damit auszureichen, sondern nur so viel, um eine Anstellung als praktischer Arzt, die mir nicht mehr lange vorenthalten werden darf, abwarten zu können. Und nun frage auch ich Sie, ob Sie mich so als Schwiegersohn annehmen."

„Ha ha ha ha!" lachte Knauser. „Sie belieben zu spaßen. Ein Herr wie Sie, so talentvoll, so wacker, wäre mir zum Manne meiner Tochter immer recht, und wenn er auch nicht einen Dreier in der Tasche hätte." Jetzt athmete Ludolf wie neu geboren auf, und ganz der Freude seines arglosen Herzens sich überlassend, rief er: „So habe ich mich denn doch in Ihnen getäuscht. Wohlan, jetzt kann ich reden. Wissen Sie denn, ich

bin nicht der reiche Mann, für den Sie mich halten, und habe wirklich nur noch so viel, als ich brauche, um als Arzt meine Anstellung ohne Aengstlichkeit abwarten zu können." Knauser, der noch immer glaubte, Ludolf erlaube sich mit ihm nur einen Spaß, um seine Denkart zu prüfen, lachte ausgelassen; doch als er dem ernsten Blicke des jungen Mannes begegnete, blieb er ihm gegenüber ruhig sitzen und wechselte, als Ludolf in folgender Weise nun weiter redete, von Zeit zu Zeit, wie ein Kamäleon, die Farbe. „Mein seliger Vater," sagte Eichenhain, „hinterließ mir und meiner Schwester nichts als den Gutsbesitz unsern Berlin, den Sie kennen. Allgemein ward mein Vater für einen sehr reichen Mann gehalten; doch er war es nicht; denn er hatte das Gut von seinem Vorfahrer fast ganz verschuldet übernommen. Durch gute Wirthschaft bezahlte er allerdings sehr viel ab. Doch das sehr theuer angekaufte Gut ganz schuldenfrei zu machen, gelang ihm nicht. Ein so guter Vater er uns auch war, so wußten wir doch nie recht, wie seine Vermögensumstände stünden und glaubten, was die Leute sagten, daß er ein recht reicher Mann sei. Unser Befremden war daher nicht gering, als wir nach seinem Tode in der Kasse wenig Geld, in den Grundbüchern aber noch viele Schulden auf die Besitzungen vorgemerkt fanden. Als ich jedoch Alles genau durchsuchte, fand ich, daß mein Vater sehr gut gewirthschaftet hatte und daß während der Zeit nicht mehr hätte abgezahlt werden können. Doch meine Schwester ließ hoffnungslos das Haupt sinken, weil sie bereits mit einem Adeligen versprochen war, dessen geizige Verwandtschaft diese Verbindung nie zugegeben haben würde, wenn sie ihre Vermögensum-

stände, die sie nun mit mir theilen sollte, erfahren hätte. Ich sah ihre Thränen, und von ihrem Schmerze gerührt, überließ ich ihr das ganze Erbe des Vaters und nahm nur so viel, als ich brauchte, um meine Studien vollenden zu können. So gründete ich der nun mit ihrem Gatten zufrieden lebenden Schwester Glück, arbeitete unverdrossen mit gehobenem Muthe und erwarb mir die Neigung meiner Vorgesetzten, so daß ich sicher rechnen darf, die nächste erledigte Stelle zu erhalten. So, mein Herr! Jetzt kennen auch Sie meine Verhältnisse, und ich bin überzeugt, daß —"

„Der alte Knauser Ihnen seine Tochter nun nicht geben wird," fuhr der Kaufmann, der bis dahin nur mit Mühe geschwiegen, auf. „Alle Wetter, was war ich für ein Thor!" rief der dicke Mann; „habe schon einmal so etwas munkeln gehört; doch ich glaubte es nicht."

„Wie, Herr, Sie wollen jetzt Ihr Wort zurücknehmen?" rief Ludolf und die Röthe der Entrüstung stieg ihm hoch in die Stirne.

„Da hat sich was Wort zu halten," lachte Knauser, mit unverschämtem Blicke Ludolf messend. „Was hat man? was ist man? — Man hat nichts!" höhnte der Geizhals, „und will erst etwas werden. Prosit die Mahlzeit. Sie entschuldigen, ich habe Geschäfte — habe die Ehre, mich zu empfehlen." So sprechend, schritt Knauser nach der Thüre; doch Ludolf trat, furchtbare Entrüstung im Blicke, zurück.

„Wie, Herr Knauser, so begegnen Sie mir jetzt, da Sie wissen, daß ich kein reicher Mann bin? weisen mir die Thüre? Herr, es gibt auch für das ruhigste Gemüth Grenzen, die zu überschreiten ich Ihnen nicht

rathe. Sie wollen das Glück Ihres Kindes zertreten?"

„Nein, ich will es fördern," rief Knauser; „denn läge mir ihr Wohl nicht am Herzen, so könnte sie meinetwegen ja einen Bettler heirathen."

„Herr, das geht zu weit!"

„Schreien Sie nicht so," brüllte Knauser mit zornrothem Gesichte. „Herr, Sie sind auf meinem Zimmer, ich verbitte mir es. Der Umgang mit Ihren gelehrten und künstlerischen Freunden hat Sie zum Narren gemacht. Sie schwärmen immer von schönen Nebelbildern, spielen aber in der Wirklichkeit eine um so schlechtere Rolle. Sein Geld verschenken, das kann nur ein Wahnsinniger," rief der Wucherer, immer aufgebrachter. „Ich ließe mir eher an allen Blutgefäßen zugleich zur Ader, als daß ich mich von meinen Thalern trennen sollte; denn was wäre ich ohne mein Geld!"

„Bei Gott, nicht viel!" rief Ludolf, der nun Alles verloren sah. „Doch es wird eine Stunde kommen, wo der finstere Engel des Todes Sie von Ihrem aufgehäuften Mammon trennen wird, und dieser Engel, Herr, ist nicht mehr sehr ferne; er hat ja schon über Ihnen geschwebt und Ihnen ein sicheres Handgeld auf seinen letzten Streich gegeben. Herr, Ihr Scheitel ist grau und Ihre Haut hat die Zeit in Runzeln gelegt. Wo sind jene Stunden, die Sie noch vor Kurzem anlächelten? wo sind sie nun? Herr, sie sind ersäuft in jener großen Tiefe des Zeitenmeeres, die nichts mehr herausgibt. Welchen Ruhm haben Sie Ihnen zurückgelassen?" Knauser schwieg verlegen, und Ludolf fuhr furchtbar aufgeregt fort: „Nichts, als ein anklagendes Bewußtsein haben sie Ihnen zurückgelassen. Bedenken

Sie, die Ihnen noch übrigen Stunden schwingen schon ihre Flügel, und wie schnell, Herr, wird ihr Flug sein! Schon hat sich das gefährliche Lauffeuer des Todes unter dem Baue Ihres Körpers entzündet und vielleicht schon in einigen Jahren, Monden, Tagen ist die Erde für Sie in die Luft gesprengt. Sonne und Sterne sind dann für Sie nicht mehr und die Seele, Herr, die keine Thaler mitnehmen kann, tritt dann nackt die große Wanderung zu Gott an, um ihren Lohn, ihre Strafe zu empfangen. Graut Ihnen nicht vor dieser Wanderung? Sehen Sie mir bei dieser Antwort in's Auge und lügen Sie nicht." Knauser schwieg und sein Auge starrte finster zu den Teppichen des Zimmerbodens nieder. Jetzt, glaubte Ludolf, sei der rechte Augenblick gekommen; er sah ihn erschüttert, und seine Hand ergreifend, rief er mit rührender Bitte: „Herr, laden Sie nicht noch die größte Sünde auf sich. Zertreten Sie die lieblich duftende Blume, zertreten Sie Helenens Leben nicht! Reißen Sie unsere Herzen nicht kalt und grausam von einander! Um Gottes Willen, thun Sie's nicht!"

„Besser den Riß, als ein gänzliches Brechen," sagte Knauser finster, indem er dem Bittenden mit schroffer Kälte seine Hand entzog. „Hören Sie nun mein letztes Wort: Helene bekommen Sie mit meiner Einwilligung nie, so wahr ich mein Geld liebe. Machen Sie daher keine tollen Streiche; denn wenn Sie etwa gar mit Ihren überspannten Freunden mir mein Kind entführen wollten, so gebe ich Euch beiden meinen Fluch; wenn Sie aber neben Ihrem überspannten Wesen sonst ein rechtlicher Mann sind, wie ich glaube, so verwirren Sie dem albernen Mädel, das selbst nicht weiß, was es

will, ferner den Kopf nicht. Ich werde ihr nun sagen, was zwischen uns Beiden vorgefallen. Dann kommen Sie morgen noch einmal zu mir zum Frühstücke, um von Helenen Abschied zu nehmen und ihr das Versprechen, das sie Ihnen bei der Verlobung gab, zurück zu geben. Das fordere ich als Vater von Ihnen; denn ich will das Glück meines Kindes und klage Sie bei Gott an, wenn Sie mir meinen Plan zerstören."

„Seien Sie ruhig," sprach Ludolf mit schwermüthigem Ernste. „Ferne sei es von mir, Helenens Glück zu zerstören. Mir sollen Sie deßhalb nicht fluchen. Gott möge Ihre Wahl segnen und mir Kraft und Fassung zum Entsagen geben."

„So, mein lieber Eichenhain, so höre ich Sie gerne reden. Seien Sie vernünftig; dann ist das Unglück kein so arges; denn Helene, wenn sie einen Andern heirathet, ist ja deßhalb nicht aus der Welt. Sie können Sie ja dann noch immer sehen und sprechen."

„Schweigen Sie," rief Ludolf bitter; „ist Helene eines Andern Gattin, so ist sie für mich mehr als todt. Ein tugendhaftes Weib," sprach Ludolf weiter, und sein Auge ward feucht, „ist edler, als die köstlichste Perle. So sagt schon die heilige Schrift, und eine solche Perle entreißen Sie mir in Helenen. Doch Sie sehen mich gefaßt und kein Wort wollte ich reden, wenn ich sie glücklich wüßte. Aber, Herr, der edeln Neigung heiliger Strahl, der in die Seele schlägt, wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet, traf tief Helenens Herz. Deßhalb glaube ich auch nimmer an ihr Glück. Was hilft da Widerstand, wo das Herz empfunden? Was kann der Mensch da lösen, wo der Himmel band?" Als er so sprach, rannen

Thränen über seine Wangen. Sein Gesicht war ruhig; doch aus dem feuchten Glanze seines Auges schimmerte das Weh einer zerrissenen Seele hindurch. Dann stieß er plötzlich rauh heraus: „Zum Abschiede komme ich. Helenen grüßen Sie; ich —“ Er konnte nicht weiter reden und eilte hinaus.

„Ich wäre ein Narr, wenn ich mein Geld verschenkte,“ rief ihm Knauser mit spöttischer Miene leise nach und ging dann einige Male, als sei nichts vorgefallen, im Zimmer auf und nieder. Doch plötzlich stand er, von einem Gedanken ergriffen, still, legte, als sollte etwas recht Wichtiges gedacht werden, den Zeigefinger an die mit Masern bedeckte Habichtsnase und sprach: „Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet, da hilft kein Widerstand.“ So sprach der Narr. „Holla, will der saubere Zeisig da hinaus? Wart, Bürschchen, für den etwaigen Widerstand will ich dir schon thun.“ So sprechend, ging er, Hut und Stock ergreifend, in Helenens Gemach. Laut und heftig hörte man dort den harten Mann mit der Tochter reden. Als er ihr Zimmer verließ, war sein Gesicht von des Zornes Wuth so dunkelroth angeblasen, wie eine lodernde Pechfackel. Ungestüm schlug er die Thüre hinter sich zu, und ein lautes Schluchzen drang aus dem Gemache, das lange währte und dann in ein stilles Weinen überging. Eine Weile darauf hörte man Helenen laut beten.

IV.

„Er machte mich ganz toll,
als ich ihn sah so glatt und süßlich duftend,
und schwatzend wie ein dienend Fräulein."
„Nun mag es wirken; du bist im Gange, Unheil:
nimm, welchen Lauf du willst."

Shakespeare.

Knauser war auf einmal ganz beweglich geworden und eilte in seiner Wohlbeleibtheit flüchtig die Treppe des Gasthofes hinab und durch die Straßen hin. Am Polizeigebäude angelangt, blieb er einige Augenblicke sinnend stehen; dann stieg er, mit seinem Entschlusse zufrieden, die breite Steintreppe hinauf. Hier athmete er ein paar mal tief ein, und an der Thüre eines ehrenfesten Rathes die rechte Schulter vornehmend, beugte er in ein enges dunkles Gängchen ein. Dort innerhalb der ersten Thüre rechts hauste ein verdienstvoller Aktuar, der während seiner langen Dienstjahre der Schrecken der Diebe und der bettelnden Handwerksburschen geworden. Diesen Mann suchte Kaufmann Knauser auf, weil er gar wohl wußte, daß der Herr stets vor Diensteifer glühte. Er klopfte an und ein gedehntes quackendes Herein, das kein R hören ließ, erscholl. Knauser öffnete und grüßte nach Art alter Bekannter eine kaum über fünf Fuß messende runde, wohlbeleibte Gestalt. Es war der Herr Aktuar. Doch zu sehr

ins Geschäft vertieft, bemerkte er Knauser nicht. „Er ist ein Lump, man kennt ihn schon; er mag sich um keine Arbeit umsehen. Für jetzt will ich ihm nochmal Stockstreiche geben lassen; doch wenn er nochmal so kömmt, so kann er ins Zuchthaus marschieren.“ So sprach der Mann vom Amte zu einem lumpigt und zerfetzt aussehenden Handwerksburschen. Dann zu einem vierschröttigen langen Menschen, dem Gefangenwärter, der während der Verhandlung wie ein Mehlsack mit dem Rücken an der Wand lehnte, sich wendend, sagte er: „Abführen den Taugenichts und dafür sorgen, daß er die Stockprügel ordentlich kriegt.“

„Sehr wohl,“ brummte jener in tiefem Basse, den er nicht von der Natur geerbt hatte, zupfte den Burschen beim Gewande und drückte sich mit ihm zur Thüre hinaus. Da erst bemerkte der Aktuar den Kaufmann und mit einem gurgelnden: „Habe die Ehre“ streckte er ihm die feiste runde Hand entgegen. „Was führt Sie zu mir?“

„Ein recht unangenehmes Geschäft, mein lieber Aktuar,“ sprach Knauser. „Sie kennen doch einen gewissen Herrn von Eichenhain?“

„Ei freilich, ein vortrefflicher junger Mann, der Ihre Fräulein Tochter, die liebenswürdige Helene, heirathen wird. Ja ja, ein Mann, der Verstand und Geld hat. Ich gratulire: wahrlich eine vortreffliche Wahl!“

„Da hat sich was zu gratuliren,“ fuhr Knauser heraus, und erzählte nun dem Aktuar den Auftritt, den er mit Ludolf gehabt.

„Wer hätte das geglaubt,“ rief der Beamte voll Verwunderung aus. „Ich hielt den Eichenhain für einen kleinen Krösus. Da sieht Einer, wie man sich täuschen

kann. Aber, mein bester Herr Knauser, was ist da zu machen? Daß Eichenhain nichts hat, ändert allerdings die Sache. Doch was wollen Sie thun?"

„Ihm meine Tochter nicht geben!"

„Vernünftig gesprochen," fiel ihm der Aktuar in die Rede. „Aber Fräulein Helene?" „Die darf nicht muxen und wird es auch nicht; denn sie kennt mich."

„Sehr vernünftig gesprochen," sagte der Aktuar wieder; „doch bedenken Sie: Viele wissen um das Verhältniß; wird es dem Rufe Ihrer Fräulein Tochter nicht schaden? Allgemein spricht man, sie werde heirathen; wie nun?"

„Sie soll auch heirathen, soll die nächsten Tage heirathen, muß heirathen. Sie sind eingeladen, Herr Aktuar. Aber einen reichen Mann soll sie heirathen, keinen überspannten Narren, der den Werth des Geldes nicht kennt. Ich habe schon einen für sie auf dem Korne, der sie anbetet, der Geld hat; und ist er gleich nicht mehr jung, so ist er doch ein feiner Speculant und ein tüchtiger Kaufmann."

„Was wird aber Fräulein Helene dazu sagen?" lächelte der Aktuar schlau.

„Sie muß Ja sagen!" polterte Knauser. „Das Kind muß wollen, was der Vater will; sonst ist es ein ungezogener Ranze Ei potz Blitz, das wäre mir die wahre Wirthschaft!"

„Abermals sehr vernünftig gesprochen," lachte der Aktuar; „doch Herr von Eichenhain, glauben Sie, er werde sich seine Verlobte nur so mir nichts dir nichts von dem nächsten Besten wegfischen lassen? Der sieht mir wahrlich nicht danach aus. Fürchten Sie nicht auch, daß es Händel geben könnte? Wie? was?"

„Das eben fürchte ich,“ fiel Knauser betonend ein. „Deßhalb trieb mich mein Weg zu Ihnen her. Sie sollen dem Burschen, wie man sich auszudrücken pflegt, das Gift nehmen, sollen ihn mit einem Worte einschüchtern, erschrecken, daß er sich nichts zu thun getraut. Bester Herr Aktuar, thun Sie mir den Gefallen. Ihnen wird so etwas leicht, und der Amtston, in dem Sie reden, der stechende, geübte Blick verfehlt bei einem so jungen Springinsfeld selten die Wirkung.“

„Mit sehr viel Lebenserfahrung gesprochen,“ entgegnete der Aktuar, sich in die Brust werfend und ein so wichtiges Gesicht schneidend, als stände Eichenhain schon vor ihm. Knauser sagte ihm nun, er wünsche, daß der Herr Aktuar kommenden Morgen, da es ohnedieß Sonntag sei, das Frühstück bei ihm einnähme. „Es wird sich dort,“ setzte er hinzu, „auch der Schwiegersohn nach meiner Wahl einfinden; und da auch Eichenhain zu kommen versprochen, um meiner Tochter die Zusage der Verlobung zurückzugeben, so wünschte ich, daß dieses vor einem gewichtigen Zeugen geschähe. Unter solch einem Zeugen verstehe ich nun Sie und glaube, von Ihrer Freundschaft erwarten zu dürfen, daß Sie mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen werden.“

„Ganz richtig gerechnet; werde Alles, was bei diesem Frühstücke verhandelt wird, ad notam nehmen. Die Sache wird sich machen; nur getrost!“

„So hörte ich Sie längst im Geiste sprechen,“ jubelte Knauser. Dann den Befreundeten recht vertraut zu sich heranziehend, sagte er: „Auch werde ich Ihnen dann, jedoch so, daß es den Schein der Zufälligkeit hat, Gelegenheit geben, mit dem überspannten Eichenhain allein zu sprechen. Denken Sie nur: er sagte mir, wo sich

Verwandtes zu Verwandtem finde, da fruchte kein menschlicher Widerstand."

„Aber ein polizeilicher!" rief sich blähend der Aktuar. Er lächelte schlau und dem Kaufmanne die Hand drückend, sprach er, nach seiner Weise lateinische Brocken unter deutsche Sätze werfend: „Experientia docet. Das ist ein wahrer Spruch und die Erfahrung hat auch mich gelehrt, wie man solche aufbrausende Naturen zu behandeln habe. Ich werde nicht lange Umschweife machen, sondern mit ihm gleich in medias res treten, ihm scharf zu Leibe gehen und ihm vorstellen, in welchen fatalen casus ihn ein doch unnützer Widerstand verwickeln würde. Lassen Sie mich nur machen; ich habe Alles capirt, bin hinlänglich instruirt, und wenn Eichenhain Spektakel macht, so wird er arretirt."

„Sie sind ein wahrer Goldmann," schmeichelte Knauser. „Wenn Eichenhain Spektakel macht, so wird er arretirt!" Herr, in welchem ausgezeichneten Tone sprachen Sie das! Man sah Ihnen den Ernst der Arretirung wie mit gothischen Buchstaben an die Stirne geschrieben. So recht! so muß man mit solchen Windbeuteln reden; dann bekommen sie Respect und lassen andere Leute, die nichts von ihnen wissen wollen, in Ruhe."

„Concedo," sagte der Aktuar ernst und in seiner tückischen Bosheit aufs Höchste vergnügt, ging nun der Kaufmann, nachdem ihm der Aktuar noch einmal versprochen, bei dem Frühstücke sicher zu erscheinen, in den Gasthof zurück, wo er sich sorgfältiger ankleidete und einen Miethwagen bestellte, um nun auch den Bräutigam, den seine geschäftskluge Wahl getroffen, zum

Frühstücke zu laden. Unter solchem Treiben verging Knauser der Tag, und als es Abend geworden, saß er von den ränkevollen Mühen des Tages erschöpft in den Polstern seines Sophas. Ein zufriedenes Lächeln umschwebte seine Lippen, und von Zeit zu Zeit zeigte sein verzogenes Gesicht einen Ausdruck von Hohn und Freude. Der Bräutigam, der schon früher um Helenens Hand angehalten hatte, aber abgewiesen worden war, hatte nämlich, als Helenens Vater bei ihm vorfuhr und ihm sagte, daß nach genauerer Prüfung ihn dennoch seine Wahl getroffen habe, daß seine Tochter den überspannten Eichenhain vergessen und ihn heirathen müsse, eine so außerordentliche Freude, daß er kaum ein Wort hervorstottern konnte. Denn diesem Menschen ohne alle edle Grundsätze galt es gleich, ob er je eine Stelle ihres Herzens besitzen werde oder nicht. Ihm war es nur um Knausers Thaler und um den Besitz einer so schönen Frau zu thun. Doch, ob in all diesen Glücksgütern der Stachel eines unerwarteten Unglückes gleich der Biene in der duftenden Blume versteckt sein würde, daran dachte er gar nicht. Er wünschte nur immer mehr Geld aufzuhäufen, um neue Mängel zu zeigen. Während er aber immer höher zu steigen glaubte, sank er stets tiefer. Auf jene Höhe wollte er hinauf, welche der falsche Ehr- und Geldgeiz in die Luft malte. Denn von jener, welche uns die Vernunft weist und nur die feurige Tugend erreichen kann, wenn sie die Fesseln der irdischen Hülle abgeworfen hat, von jener Höhe, wo aller Schein schwindet und fürstlicher Prunk um ein Almosen der ewigen Ruhe bettelt, davon wußte er nichts, nichts von dem Baue einer bessern sittlichen Welt, nichts von

Dem, der diese Masse von Wundern als eine Probe, als ein Pfand seiner Macht aus seiner Hand setzte. Von der Herrlichkeit dieses erhabenen Schaffers, vor welcher jede andere Herrlichkeit wie eine Moorblume vor der goldenen Sonnenscheibe zerfließt, hatte er keine Ahnung. Weil er keinen Mord, keinen gewaltsamen Diebstahl begangen, so glaubte er, er sei ein rechtlicher Mann. So war der Mensch an Leib und Seele siech und freute sich jetzt wie ein Toller, daß ein so abgemagertes Gerippe, wie er es war, den Vorzug vor einem so stattlichen Manne davon getragen habe. Während so der Kaufmann Knauser und der seiner so würdige künftige Schwiegersohn sich höchlich über das freuten, was die nächste Zukunft bringen würde, wollten Ludolfs und Helenens edle Herzen in dem Vorgefühle der so nahen Trennung fast brechen. Wie der zerschmetternde Blitz, der ungeahnt aus der Wolke fährt, plötzlich trifft, so unerwartet hatte Helenen das harte Wort des Vaters getroffen. Sie war betäubt und einer Ohnmacht nahe. Starr hatte sie ihn angeblickt, als er ihr von einer andern Verbindung geredet. Als sie endlich die Sprache wieder gefunden, redete sie mit ihm so abgebrochen, so zerstreut wie eine Irre. Eine entnervende Qual des Schauders hatte sich über sie ausgegossen, und die noch kurz zuvor sie so heiter anlächelnde Zukunft erschien ihr nun bleich und sterbend, wie von einer verderblichen Giftraupe angenagt. Erst als ihr unnatürlicher Vater ihr den Rücken zugewendet und ihr Gemach verlassen hatte, löste ein Strom von Thränen die harte, zwängende Rinde, die der Schrecken um ihr Herz gezogen, auf. Wie es der gläubigen Unschuld ziemt, so warf sich Helene einem höhern

Walten vertrauend in die Arme. Den Tag brachte sie theils unter Gebet, theils in dumpfer Betäubung hin. Entschlossener war Ludolf. That es ihm auch tief in der Seele weh, sich von Helenen gleich dem Strome, der an einer grünen Insel ohne Rast, ohne Weilen vorüberzieht, zu trennen, so wollte er doch nicht kraftlos hinsinken. Finster auf seinem Zimmer sitzend, blickte er unverwandt auf ein vor ihm auf dem Tische aufgeschlagenes Buch. Es waren die Nibelungen, die man besonders damals mit Leidenschaft las. Denn war auch in jenen für Deutschland so schweren Zeiten die irdische Macht in Trümmer zusammengestürzt, so leuchteten doch die Wissenschaften in ihrer unvergänglichen Wahrheit hell glänzend am dunkeln Himmel wie der Morgenstern, der immer wieder neu aufgeht. Oesterreich, das unter gleichem Unglücke gebeugt wie Preußen, mit glühendem Verlangen an Rettung dachte, sparte keine Mühe, die großen Erinnerungen des Mittelalters in erhabenen Bildern vor des Volkes Augen zu stellen. Daher vermittelte Friedrich Schlegel die Verbindung der romantischen Dichter und der deutschen Alterthumsforscher mit der Wiener Politik. Mit wahrem Durste rief daher Alles nach den alten Chroniken, nach den Minnesängern und dem Buche der Nibelungen. Hohe Begeisterung erweckten die Dichter Tieck, Arnim Brentano, wie auch Fouqués bunte Bilder der geharnischten Vorzeit die Jugend und die Menge hinrissen. Rege Theilnahme fand damals, was Grimm, Hagen, Büsching, Gärtner u. A. für die deutsche Alterthumskunde leisteten. Am meisten aber überraschte wohl jene tiefglühende edle Farbenpracht, in der damals Joseph Görres mitten unter Deutsch-Franzosen das Zauberbild des

Mittelalters am ruinenreichen Rheinstrome hervorrief. Während so die Leier der Dichter überall ertönte, waren zwei Männer unablässig thätig, Waffen gegen Napoleon zu schmieden. Diese waren Stein, der sich damals in Oesterreich befand, und der ehemalige hannöversche Minister. Dringend war die Gefahr; denn das alte fehlerhafte Verfahren hatte sich furchtbar gerächt, weil die Uneinigkeit der deutschen Fürsten, die Entfernung und Entfremdung des Volkes von allen öffentlichen Angelegenheiten zu Deutschlands tiefer Erniedrigung geführt hatte. In dieser höchsten Noth ward nun der Gang geändert; man rief laut und glühend das lange vergessene deutsche Volk zu Hilfe. Das Beispiel der Spanier sollte nachgeahmt werden. Der nimmer müde Stein blies die überall erglühenden Kohlen immer feuriger an, und eine ganz neue Anstalt, die Landwehr, trat jetzt ins Leben. Begeisterung und vaterländischer Zorn hatte alle Herzen mächtig erfaßt. Auch waren die katholischen Gemüther besonders gegen Napoleon erbittert, weil er gerade damals den Papst gefangen hielt. Von einem allgemeinen Aufstande der Deutschen gegen die Franzosen hoffte man daher Alles. Diese Regungen durchströmten in jenen Zeiten, wo Deutschland an seinen Wunden fast verblutete, jede brave Seele, und auch Ludolf, der sein Vaterland glühend liebte, dachte jetzt mehr als je an Deutschlands Erlösung. Helene war für ihn ein untergegangener Stern, um den Herz und Seele trauerten. Er war daher entschlossen, sein glühendes Verlangen, seine Jugend, seine Thatkraft, alle Lebensfreuden und Männertugenden dem Vaterlande zu weihen. „Helene war meine Verlobte und ich war so glücklich!" seufzte

er. „O, dieses War," rief er bitter, „macht die Seele so schwer, wie der Tod den entseelten Körper!" Der letzte Kampf der Trennung sollte Tags darauf gekämpft werden; dann wollte Ludolf ins Heer treten, um den leichter mit dem Schwerte zu streiten. Kein Schlaf kam die ganze Nacht hindurch in seine Augen; unter tiefem Sinnen und schmerzlichem Gebete für Helenens Wohl brachte er die nächtlichen Stunden hin.

Da kam endlich der Morgen und mit ihm die bange Stunde heran, wo zwei edle, schnödem Geize geopferte Herzen die bittern Thränen des Abschiedes bluten sollten. Gefaßt, doch recht trübe, recht wehmüthig gestimmt ging Ludolf nach dem Gasthofe hin, wo Knauser und der von ihm bestellte Schwiegersohn nach seiner Wahl ihn bereits erwarteten. Sein erster Blick, als er eintrat, fiel auf Helenen. Gott, wie hatte sich die Jungfrau, die noch verwichenen Tages so blühend ausgesehen, verwandelt! Leichenbleich saß sie da wie ein Opfer, das man zur Schlachtbank führt. Doch als sie jetzt das Auge aufschlug und der so geliebte Freund, dem auch der Seelenschmerz aus jedem Zuge seines Gesichtes leuchtete, vor ihr stand, war sie einer Ohnmacht nahe. Auch Eichenhain war so erschüttert, daß er keinen Laut hervorbringen konnte. Als nun aber der für Helenen bestimmte Bräutigam, der neben der Trauernden saß, mit den langen magern Fingern ihre bebende Hand ergriff und sein zahnloser Mund Worte süßer Schmeichelei an sie richtete, da fuhr es Ludolf kalt durchs Herz, und in sprachlosem Erstaunen blickte er bald den tückisch lächelnden Knauser, bald den erbärmlich aussehenden Menschen an, der Helenens Gatte werden sollte. Er war zu alt, um jung genannt, und

zu jung, um den Alten angereiht werden zu können. Doch das, was er im Leben getrieben, hatte ihn so ausgemergelt, so siech und häßlich gemacht, daß er mit seinem bleifarbenen Gesichte, rothen Barte und grauen Augen einem boshaften Affen ähnlicher sah, als einem Menschen. Immer häßlicher, immer schmeichelnder schwatzte der geist-, herz- und seelenlose Mensch zu Helenen, die ihn keines Blickes würdigte und ihm voll Abscheu und Verachtung die Hand entriß, als hätte sich eine giftige Natter um dieselbe gewunden.

„Wir erwarten Sie schon lange, Herr von Eichenhain," redete jetzt Knauser mit erzwungen freundlichem Grinsen diesen an, stellte ihm einen Stuhl zurecht und lud ihn ein, Platz zu nehmen. Nach kaltem Gruße that es Ludolf; doch sein Auge blieb unverwandt auf dem Bräutigame haften, der jetzt in einem Athem ihm eine Schmeichelei nach der andern sagte. Ohne auf sein albernes Geschwätz nur eine Silbe zu entgegnen, stieß Ludolf in bitterm Unmuthe heraus: „Wenn das mehr ist als ein Fastnachtsscherz, so ist es eine Todsünde."

„Allerdings," lächelte der verlegene Bräutigam; „ich habe es auch schon zu Helenen gesagt, es sei eine Sünde, in einer so hoffnungsgrünen schönen Zeit so traurig zu sein."

„Hoffnungsgrün, schön nennen Sie diese Zeit?" wandte sich jetzt Ludolf rasch an den Schwätzer. „Sind Sie ein Deutscher?"

„Mit Ihrer Erlaubniß, ja!" lächelte der Pinsel.

„O Herr, ich erlaube Ihnen, ein Hottentotte zu sein," warf Ludolf leicht hin; „doch mag ich es nicht leiden, wenn ein Deutscher, nachdem Napoleon mit Alexander zu Erfurt gewissermaßen Europa getheilt

hat und jeder Biedermann den Druck der fremden Fesseln fühlt, da von einer schönen hoffnungsgrünen Zeit redet."

„Da haben Sie Recht, mein sehr gelehrter Herr von Eichenhain, vollkommen Recht," sagte jener, verlegen an dem steifen Kragen zupfend.

„Dann müssen Sie Unrecht haben," sagte Ludolf, von der Erbärmlichkeit des Menschen angewidert; „und ich kann nicht begreifen, wie man etwas auszusprechen vermag, von dessen Gegentheil man überzeugt ist."

„Sehr wahr, ganz unantastbare Wahrheit," lächelte, immer verlegener werdend, der glückliche Bräutigam, dem es besser angestanden hätte, sich mit dem Gedanken des Todes vertraut zu machen, als einem blühenden jungen Leben in seinen Knochenarmen ein frühes Grab zu bereiten. Da half ihm der alte Knauser, der für den Gegenstand seiner Wahl, wäre es anders möglich gewesen, erröthet sein würde, aus der Verlegenheit und sagte: „Ihr rasches Fragen, Herr von Eichenhain, hat den Herrn hier verwirrt. Das Schöne und Hoffnungsgrüne der Zeit galt seiner Meinung nach wahrscheinlich nur dem Geschäftsleben; denn dafür, Herr, ist es jetzt eine schöne Zeit. Wer Geld hat, dieses Hat betonte er sehr stark und beißend, kann es jetzt durch Lieferungen und allerlei andere Unternehmungen umkehren und vermehren. Deßhalb ist diese Zeit für den Spekulanten allerdings schön zu nennen. Nicht wahr, so meinten Sie es, mein lieber Herr Zwiefel?"

„Allerdings, so meinte ich es, gerade so," stotterte dieser.

„Meinten Sie das wirklich? Nein, nein, das meinten Sie nicht, das können Sie nicht gemeint haben.

Sie meinten gewiß etwas ganz Anderes," sprach Ludolf rasch; und dieser Zwiefel, den Eichenhains glühender Blick nun in völlige Verwirrung brachte, rief unter dummem meckernden Gelächter: „Ja, Sie haben Recht, ich meinte etwas Anderes, etwas ganz Anderes." Kaufmann Knauser rückte mit dem Stuhle hin und her; denn es ärgerte ihn, daß sein auserkorner Schwiegersohn so unmenschlich dumm schwatzte; und als in diesem Augenblicke Eichenhains Antlitz sich ihm zukehrte, schlug auch er, obgleich es ihm sonst ein Leichtes war, sich mit der Unverschämtheit eines abgestumpften Gefühles zu waffnen, den Blick verlegen zu Boden. Da klopfte es zwei Mal sehr stark an der Thüre und der von Knauser längst sehnsüchtig herbeigewünschte Aktuar schob nach dem üblichen Herein seine kurze runde Gestalt in amtswichtiger Aufgeblähtheit unter einem quackenden „Habe die Ehre" zur Thüre herein.

„Verzeihen Sie, habe mich verspätet," schwatzte er, dem Tische sich nähernd, und stieß in dem Augenblicke, wo er die Versammlung grüßte, die Spitze des nach Gewohnheit wie eine Turnlanze unter dem Arme gehaltenen Degens dem fortwährend mit dem Kopfe ihn grüßenden Zwiefel so derb vor die Stirne, daß er wie ein Kind vor Schmerz laut aufschreiend zurückprallte und mit dem Rücken quer auf den Tisch und in die dampfenden Kaffee= und Rahmtöpfe fiel. Alles flog in Splitter, und der von dem heißen Frühstücke Begossene wälzte sich wie ein Igel über die Tischplatte hinweg und schlug klappernd, wie ein Gliedermann auf den Boden nieder. Da konnte sich auch Helene, so sehr der Schmerz ihr Innerstes durchwühlte, eines leisen Lächelns nicht erwehren; denn der von dem Vater be=

günstigte Brautwerber war von dem Frühstücke furchtbar zugerichtet. Auf seinem schwarzen feinen Rocke klebte ein halbes Dutzend Butterschnitten. Seine Weste, seine Hosen tropften von dem ausgegossenen Kaffee und Rahm, und in seinen Haaren zitterten und schwankten die Schalen und Dotter der Eier, die bei Knauser zum Frühstücke nie fehlen durften. Ludolf lachte, daß ihm die Augen thränten; doch Knauser warf dem verlegenen Aktuare einen wüthenden Blick zu, indem er den in diesem Zustande unbrauchbaren Herrn Zwiefel in ein Nebenzimmer zog. Mit der Miene eines armen Sünders folgte den Beiden der Mann vom Amte. Diesen Augenblick benützte Eichenhain, und Helenens Hand erfassend, sagte er: „Beste, theuerste Helene, werden Sie diesem Menschen Ihre Hand reichen? O reden Sie: vermögen Sie das?"

„Ich werde es, weil ich muß," seufzte Helene, und der Schatten tiefer Trauer senkte sich bei diesen Worten wieder auf ihr Antlitz. „Mein Herz wird brechen," klagte die Unglückliche; „doch den Fluch des erzürnten Vaters auf mich zu laden, vermag ich nicht."

„Er drohte, Sie zu verfluchen? Gott! der Vater will sein unschuldiges Kind verfluchen!" rief Eichenhain schaudernd; „sein einziges auf seine Güte, auf seine Barmherzigkeit angewiesenes Kind verfluchen! Diese Bosheit übersteigt ja —"

„Lieber Herr von Eichenhain, ach schelten Sie ihn nicht. Ich bitte, schonen Sie meiner und bedenken Sie, daß ich ohnedieß genug leide und über alle Grenzen unglücklich bin," flehte die edle Tochter.

„Ich soll es also sehen, wie Sie in der Blüthe Ihres Lebens dem Verderben angetraut werden? Ach

Helene, diese Zumuthung ist eine zu große; ich vermag es nicht."

„Bester, theuerster Freund," bat das Mädchen; „Sie kennen meinen Vater; er ist nicht zu bewegen; er ändert niemals seinen gefaßten Entschluß. Deßhalb lassen Sie uns scheiden, scheiden auf immer."

„So sei es denn!" sprach Eichenhain, gewaltsam den herben Schmerz niederkämpfend, der seine Brust jetzt schonungslos durchwühlte. „Scheiden wollen wir, Helene; doch nicht auf immer. Werfen Sie nur einen Blick auf die Natur und Sie werden überall einen steten Umlauf, doch keinen Tod ersehen. Folgt nicht dem Dunkel der Nacht der lichte Tag und dem sterbenden Tage die Nacht wieder? Ebenso gehen am Himmel die Sterne auf, gehen unter und wiederum auf, und die Erde ahmet das Beispiel des Himmels nach. So ermattet der bunte Sommer mit seinem grünen duftenden Blumen- und Blätterkranze zum blassen Herbste, und der graue Winter bläst durch den eisigen Flügelschlag seiner ungestümmen Stürme den Herbst mit seinen goldenen Fruchtkränzen hinweg und zerschmilzt endlich zum Frühlinge, der aus des Südens heißen Kammern den Sommer wieder hervorruft. So, liebe Helene," sprach Eichenhain sehr bewegt, „welkt Alles, um wieder aufzublühen. Denn Alles sinkt wie in einem Rade nur nieder, um wieder emporzukommen. Das sind lauter Sinnbilder vom Menschen, der vorüber fliegt, doch nach des Schaffers Willen nicht untergeht. Zwischen dem Menschen und der Natur waltet der einzige Unterschied, daß sich diese im Kreise dreht, jener aber fortschreitet. Die Natur senkt sich herab, doch der Mensch schwingt sich in die Höhe, und die

auf den Flügeln der Inbrunst und der Demuth gleich der Flamme zitternd und brennend emporstrebende Seele schwingt sich in das Reich der Seligkeit auf, wo der Tod keine Herrschaft mehr hat. Dort, Helene, sehen wir, wie ich zu Gott hoffe, uns wieder. Deßhalb lassen Sie uns nur für dieses kurze Erdenleben Abschied nehmen und empfangen Sie somit das Versprechen, das Sie mir einst gaben, feierlich zurück."
Als Eichenhain so gesprochen, war es Helenen auf einmal so leicht ums Herz, daß sie sich selbst nicht begriff Die kurze Spanne Zeit des Erdenlebens war vor ihrem jetzt schon zu dem Jenseits sich aufschwingenden Geiste in Trümmer gestürzt, und unbefangen, ja fast heiter ging sie ihrem Vater entgegen, der jetzt mit Herrn Zwiefel und dem Aktuare wieder eintrat. Da doch seine Anwesenheit sehr nöthig war, so hatte Knauser den verunglückten Herrn Zwiefel, so schnell es geschehen konnte, in seine Kleider gesteckt, die aber an seinem magern Körper schwankten und schlotterten, als hätte man ein Gerippe damit bedeckt. Unter tausend Bücklingen und süßlich gedrechselten Reden stotterte er jetzt, ehrfurchtsvoll sich Eichenhain nähernd, eine Menge Entschuldigungen heraus, daß er leider das Unglück gehabt habe, das Frühstück zu verderben. Der Aktuar, der jetzt seinen Fehler wieder gut machen wollte, redete nun Eichenhain sogleich und zwar folgendermaßen an: „Der ehrenwerthe Herr Knauser, Kaufmann, Bürger und Magistratsrath von Berlin, ersuchte uns, hier einen Zeugen abzugeben, wie man Fräulein Helenen das bei dem Familienverlöbnisse empfangene Versprechen zurück gebe. Deßhalb ersuchen wir, daß man es thue."

„Es ist bereits geschehen," lächelte Eichenhain, mitleidig die aufgeblähte Gestalt messend.

„Es ist dieses aber ein casus, der vor Zeugen vor sich gehen soll; deßhalb ersuchen wir, daß man —"

„Mich zufrieden lasse; um das ersuche ich," fiel Eichenhain dem dicken, aufgeblähten Manne strenge in die Rede; „und bedenke, daß man mit keinem Landstreicher rede, und daher höflich sei. Wenn ich vor Zeugen sage, daß ich Fräulein Helenen das mir ertheilte Versprechen zurückgegeben, so ist das genug." So sprechend, machte er eine Bewegung nach der Thüre, als wollte er gehen; doch Herr Zwiefel hielt ihn unter neuen Kratzfüßen mit der Bemerkung zurück, daß sogleich ein neues Frühstück aufgetragen würde. Verlegen schwieg der Aktuar. Betroffen stand Knauser neben ihm und Helene blickte in edlem Stolze nach ihrem Ludolf hin. Knauser faßte sich jedoch zuerst wieder, und zu Helenen gewendet sagte er: „So setze Dich endlich einmal, und Sie, Herr Zwiefel, nehmen Sie neben Ihrer Braut Platz." Sofort ging er nach einem runden Seitentische hin, auf welchem ein Kellner ein neues Frühstück niedersetzte, während ein zweiter den andern rein machte. Eichenhain, der gar nicht aufgelegt war, unter diesen Menschen ein Mahl einzunehmen, empfahl sich; aber von Allen zurück gehalten, mußte er sich endlich doch fügen, um Zeuge zu sein, wie Helene zu einem Bündnisse ja sagen mußte, vor welchem sich ihr Herz und ihre Seele empörten. Er glaubte schon vollkommen Herr seiner Gefühle geworden zu sein; doch als Helene nach wiederholter Aufforderung ihres Vaters endlich ein kaum hörbares Ja stammelte und ihr dabei Thränen in die Augen traten, da

zuckten noch einmal alle Schmerzen über sein verlorenes irdisches Glück durch seine Brust. Rasch erhob er sich, und nun war auch an kein Aufhalten mehr zu denken. Noch einen Blick, worin der Schmerz des Abschiedes, doch auch die tröstende Hoffnung, jenseits sich anzugehören, sich deutlich malte, warf er auf die weinende Helene. Dann Knauser und dessen erwählten Schwiegersohn bei Seite nehmend, sagte er in bitterm Unmuthe: „Meine Herren, es kömmt für jeden Menschen die Zeit des Abschiedes. Diese Zeit, Ihr Herren, in welcher die Seelen bei ihrem Abtritte von der Weltbühne den Befehl erhalten, sich hinter der Scene zu entkleiden, dem Glücke den mit Flittergold gestickten Mantel und seinen stolzen bunten Federbusch zurück zu werfen, in welcher der Tod die Schminke der Verstellung und Falschheit von der Wange wischt, ist gar ernst. Denken Sie an diese Zeit, wo der Werth der Seele allein gewogen wird; — denken Sie an Ihre Seelen." Er sprach es und ging. Die beiden Andern hatten es gehört und starrten ihm verlegen nach. Der Aktuar, dessen geübtes Gehör jede Silbe aufgefangen hatte, verlor nun gänzlich seine sonst so aufgeblähte Haltung. Der Zweck, Eichenhain einzuschüchtern, ihn zu demüthigen, war durchaus verfehlt, und mit wahren Schafsblicken schauten sich die Drei gegenseitig sprachlos an. Helene war hinweggegangen; der schmerzliche Riß, der zwei so edle Herzen trennen sollte, war geschehen. Zu Hause angelangt, traf Ludolf seinen Albrecht, dem er gleich beim Eintreten mit verstörtem Blicke zurief: „Freund, ich habe ihn gesehen, und sein Anblick, als er so glatt und duftend vor mir saß und so entsetzlich

dumm, immer lächelnd, wie ein dienendes Fräulein, schwatzte, machte mich fast toll, so wahr ich lebe."

„Wen sahest du? wen?" fragte Albrecht, der von dem Vorgefallenen keine Silbe wußte und ihm mit der innigsten schmerzlichsten Theilnahme ins trauernde Auge blickte, als der Freund ihm sagte, welch ein harter Schlag ihn getroffen.

„Ein schmerzliches Gift senkt dieser Schlag in meine Brust," rief Ludolf mit rauher zitternder Stimme; „nun, möge es seine Wirkung thun. Ein böses Schicksal, recht unheilschwanger, ist im Gange; es nehme mit mir welchen Lauf es wolle. O, wüßte ich nur Helenen glücklich; ich trüge ja mein Leid gerne bis zum Grabe." So sprechend, sank Ludolf dem wackern Freunde an die Brust, um an seinem treuen Herzen so recht seine tief trauernde leidende Seele auszuweinen.

V.

Ja, Freund, wir werden sein, wir werden noch des Schönen
und Guten inniger und heiliger uns freu'n,
und lyrischer wird unser Leben tönen
mit schönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edeln frommen Späher
der heilige Verhüllte näher
und leichter, stiller wirds um seine Tugend sein.
Erheben wird sie sich auf freierm Flügel
hin durch das neue Reich der Zeit,
und heller strahlen wird auf ihrer Stirn das Siegel
der heiligen Unsterblichkeit.

Tiedge.

Ehe einige Wochen vergingen, reiste Kaufmann Knauser mit der trauernden Helene und dem überglücklichen Herrn Zwiefel nach Berlin zurück, und Ludolf, der ohne die Theure noch einmal gesehen und gesprochen zu haben, in Königsberg zurückblieb, hatte auch schon seine Kleider mit denen des Kriegers vertauscht, und seinen beachtenswerthen Kenntnissen war es gelungen, daß er sogleich als wirklicher Arzt beim Heere aufgenommen ward. Als seine Schwester erfuhr, welch großes Opfer er ihr gebracht habe, war sie fast untröstlich, und auch ihr Gemahl, dem des edlen Ludolfs herbes Geschick sehr zu Herzen ging, begab sich selbst zu Helenens hartem Vater, entschlossen, da dieser Mensch einzig nur nach Geld trachtete, alles

Mögliche aufzubieten, um den biedern Schwager, der ihm so großmüthig zu seinem Glücke geholfen, den Frieden der Seele wiederzugeben. Da er jedoch das, was in Königsberg zwischen Beiden vorgefallen, erst einige Wochen darauf erfuhr, so kam er zu spät. Denn das Unglaubliche war bereits geschehen: Helene war die Frau des verlebten Gecken; mithin konnte nichts mehr geändert werden. Seit dieser Nachricht von ihrem Vermählungsfeste hatte Ludolf nichts mehr von ihr erfahren; denn seine Verwandten wollten ihm, da es einmal so weit gekommen war, durch derartigen Briefwechsel nicht ferner wehe thun. Auch sein Freund Albrecht vermied von dieser Stunde an, mit Ludolf von Helenen zu reden und bot oft Alles auf, was edle Freundschaft ersinnen konnte, um seinen Freund, wenn er dessen geheime Trauer sah, zu zerstreuen. Oft gelang ihm dieses; doch nur dem Scheine nach, weil Ludolf zu zart fühlte, um durch seine Schwermuth das Gewicht des Kummers auch auf seines Freundes empfängliches Gemüth zu wälzen. Sein Schmerz war auch zu groß, seine Trauer zu tief, als daß er sie in Worten hätte aussprechen können. Er hielt sie geheim und schien deßhalb oft ruhig und heiter, während die Wehmuth mit kaltem Schauer durch sein Herz floß. Mit männlicher Fassung, ruhig und in sich gekehrt ging Eichenhain umher, lebte ganz seinem Berufe, floh heitere Gelage und hatte sich so die Achtung seiner Vorgesetzten bald in hohem Grade erworben. Nur auf dem einsamen verschwiegenen Zimmer floßen seinem stillen Grame reichliche Thränen. Er betrauerte Helenen als eine todte Schwester und betete in jeder Nacht, an jedem Morgen für ihr Glück zum Himmel.

So verstrich ein Monat nach dem andern und endlich ein Jahr.

Immer bedenklicher äußerte sich die Spannung gegen Frankreich; denn man hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß das letzte Ziel Napoleons die Vernichtung aller selbständigen Staaten sei. Große Unfälle hatten Napoleons Heere auch in Spanien getroffen; man sah, was Volkskraft vermochte, und dieß regte alle kräftigen Gemüther flammend auf. Vielseitige Aufrufe ergingen und in einem derselben, dessen Verfasser nicht genannt war, hieß es: „Wie lange soll Armin trauern über seine entarteten Enkel? Zogen deßhalb die Cherusker in den Teutoburger Wald? Ist jeder Funke deutschen Muthes denn erloschen? Tönt er euch lieblich der Klang der klirrenden Ketten? Erwacht, erwacht, ihr Deutschen, aus dem Todesschlummer der Schande! Deutsche, soll euer Name der Spottruf ferner Jahrhunderte werden?" So schien endlich die Zeit gekommen zu sein, um für Europas Freiheit etwas wagen zu können. Denn während Napoleon in Spanien kämpfte, hatte Oesterreich alle seine Leute aufgeboten und ein Heer von 400,000 Mann gerüstet. An die Spitze desselben wurden nun keine Ausländer mehr, sondern die Prinzen des Hauses gestellt. Diese Stimmung blieb aber auch für Napoleon kein Geheimniß, und er setzte im Hornung des Jahres 1809 sein Heer auf den Kriegsfuß. Im Monate darauf erschien zu Wien ein Aufruf des Kaisers an seine Völker, in welchem der Krieg als ein Werk der Selbsterhaltung bezeichnet war, und am 6. April verkündete der Erzherzog Karl als Oberbefehlshaber durch einen Heerbefehl den Beginn des Krieges. Der Aufruf dieses

Prinzen „An die deutsche Nation" erklärte: „Wir kämpfen, um Deutschland die Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Seid unserer Achtung werth! Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind." In einem andern Aufrufe, dessen Verfasser ebenfalls nicht genannt war, der aber allgemein mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet war, hieß es ferner: „Oesterreich sah — Jedes deutsche Herz blutete bei diesem Anblicke — es sah euch so tief erniedrigt, Völker Deutschlands, daß man euch gleich unterjochten Völkern ein fremdes Gesetzbuch aufdrang und eure Söhne, deutsche Jünglinge, gegen andere, noch nicht unterjochte deutsche Völker zum Kampfe führte. Die schändliche Unterjochung von Millionen einst treuer deutscher Völker mußte in wenig Jahren vollendet werden. Oesterreich ruft euch zu, eure gebeugten Nacken zu erheben und eure schimpflichen Fesseln zu brechen." Schrecklicher konnte jedoch die Hoffnung der Deutschen nie mehr gedemüthigt werden als jetzt, da Napoleon, zum Heere nach Deutschland eilend, mit seinem Feldherrnblicke bald die Natur des Kriegsschauplatzes durchschaute, sich an die Spitze der Rheinbundtruppen stellte und, die grenzenlose Verblendung benützend, mit den Deutschen gegen Deutsche zu Felde zog. „Nicht als Kaiser von Frankreich," sagte er zu den Bethörten, „sondern als euer und des deutschen Bundes Beschützer bin ich in eure Mitte geeilt. Ich befinde mich allein unter euch und habe nicht einen Franzosen um mich her. Dieses ist eine Ehre für euch ohne Beispiel." Der wackere Arndt sang in diesen Tagen:

„So hat er sich mit Trug und Tand
der Herrschaft unterwunden.
Er hält das heilge deutsche Land
in Knechtschaft angebunden.
Die Wahrheit schlägt er auf den Mund,
die Ehre kuschet wie ein Hund.

Kömmt das von ihm? Es kömmt von dir,
du hast es angerichtet.
Du hast dein Schwert und dein Panier
für ihn zur Schlacht gelichtet.

Durch deine Zwietracht wird er stark,
durch deine Schande ehrlich.
Durch deiner Arme Heldenmark
machst du den Schwachen wehrlich.
Nun glittert er im Lügenschein
und krähet wie der Hahn darein.

So groß war in diesen Tagen die Verblendung. Man sah in Napoleon einen irdischen Gott, und an der Spitze der Rheinbundtruppen schlug er nun in fünftägigen immerwährenden Gefechten bei Pfaffenhofen, Thann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg die noch nicht weit vorgerückten Oesterreicher. Die so bedeutenden Niederlagen brachten vorzugsweise deutsche Truppen ihren Brüdern bei. Wie von einem bösen Geiste besessen, wetteiferten sie für Deutschlands Unterjochung ihr Blut zu vergießen und dem Korsen die Straße nach Wien zu öffnen, um so die Knechtschaft Deutschlands zu vollenden. Am 10. Mai stand Napoleon endlich vor der Kaiserstadt, die er einige Tage darauf nach hartnäckiger Gegenwehr besetzte. Die französischen Heerberichte sprachen jetzt von dem Hause Lothringen wie von einer entsetzten Dynastie und ergoßen

sich nach gewohnter Weise in Schmähungen über sie. Obgleich Preußen, das sich damals nur in kluger Theilnahmslosigkeit behaupten konnte, in diesem Kriege Oesterreich nicht beistand, so brannten doch viele Herzen vor Begier, es zu thun. Der feurige Major Schill konnte seinen glühenden Franzosenhaß nicht länger in der Brust bergen und zog plötzlich ganz im Stillen mit seinem Husarenhaufen von Berlin aus. Obgleich ein Urtheil des Kriegsgerichtes seine That verdammte, so fand sie doch allgemeinen Beifall. Doch Friedrich Wilhelm gerieth durch diesen tollkühnen Soldatenstreich in die unangenehmste Verlegenheit. Schill kam nur bis Wittenberg und Halberstadt und ward trotz verzweifelter Gegenwehr durch die westphälische und holländische Uebermacht wieder nordwärts nach Wismar und zuletzt nach Stralsund gedrängt, wo er in einem blutigen Straßengefechte dem holländischen General Karteret den Kopf spaltete, aber einige Augenblicke darauf selbst von einer feindlichen Kugel durch die Brust geschossen in einer mit Leichen bedeckten Gasse hinsank. So fiel Schill, der junge patriotische Held, treu seinem Wahlspruche: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.“ Die Holländer schnitten ihm den Kopf ab und setzten ihn in Weingeist, wie man ihn in der Bibliothek zu Leiden, wo er öffentlich ausgestellt war, bis zum Jahre 1837 sehen konnte, in welchem er abgeholt und zu Braunschweig im Grabe seiner Treuen beigesetzt war. Von Schills Leuten ertrotzten fünf Hundert unter dem Lieutenante Brunow freien Abzug. Die von den Franzosen gefangenen Offiziere wurden in Wesel erschossen, die Gemeinen nach Frankreich gebracht und zu den Galeeren verur-

theilt. Nach dem über den Erzherzog Karl in einer großen Schlacht bei Wagram erfochtenen Siege war am 12. Juli ein Waffenstillstand geschlossen, der ein Dritttheil der Monarchie dem Feinde Preis gab. Der Friedensschluß erfolgte im Oktober zu Schönbrunn, so schmählich, wie wohl kaum einer geschlossen ward. Der Herzog von Braunschweig-Oels zog es, statt sich den Bedingungen des Waffenstillstandes zu unterwerfen, vor, sich mit seinen 1500 Mann bis zur Wesermündung durchzuschlagen. Am 6. August schiffte er sich zu Elsbet mit den Seinen nach England ein. Wohl darf man sagen, es ist Schade, daß der entschlossene Muth und die kriegerische Geschicklichkeit dieses Heerführers nichts Folgenreicheres auszurichten vermochten. Auch über Tirol, das zu Gunsten der österreichischen Herrschaft in allgemeinem Aufstande sich erhoben hatte, brach nun ein furchtbares Strafgericht herein, und sein biederer Oberbefehlshaber, der ehrenhafte Andreas Hofer, war auf Befehl Napoleons gleich den schillischen Offizieren, die man für bewaffnete Räuber erklärt hatte, erschossen. Er fiel zu Mantua unferne der porta ceresa, indem er selbst, vor den zwölf Schützen stehend, Feuer gebot. Wie Schills Haupt die Preußen, so holten auch später, als Mantua wieder österreichisch war, die Tiroler ihres wackern Hofers Gebeine von dort wieder ab und trugen sie in ihre Berge heim.

Wie hat der Jäger tapfres Herz
laut in der Brust geschlagen,
als sie den Helden alpenwärts
zu Berge nun getragen!

Die alten Gletscher flammten Gluth
aus ihren greisen Mienen.
Den Sandwirth grüßten roth wie Blut
mit Donner die Lawinen.

So besang Graf Alexander von Württemberg die Heimführung der Leiche, über welcher sich später zu Innsbruck in der Kirche ein schönes Denkmal den verblichenen Helden in weißem Marmor sehr gelungen darstellend erhob. Als nach Hofers Tode nun auch die Kraft Tirols in Splittern lag, rückte die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und die Erlösung Deutschlands in immer weitere Ferne. Ein Glück war es, daß Napoleon die Wiedergeburt Preußens unverständlich blieb und er sie darum unbeachtet ließ, so sehr er auch die Schritte der Regierung und des mit der Königin unter dem Jubel der Preußen nach Berlin feierlich zurückgekehrten Königs bewachte. Jeder nach Preußen gehende Brief war im Herzogthum Warschau auf den Posten geöffnet, und sogar die an preußische Behörden gerichteten Schreiben kamen mit den sächsischen und warschauischen Siegeln versehen dort an.

Preußen war noch immer tiefgebeugt; doch das preußische Volk schöpfte neuen Muth, da es seinen königlichen Herrn und die allgeliebte Landesmutter wieder in seiner Mitte hatte. Seiner frühern Gewohnheit treu, feierte Friedrich Wilhelm am Charfreitage 1810 in der Hof- und Garnisonskirche zu Potsdam nach dreijähriger schmerzvoller Abwesenheit zum ersten Male wieder mit der Gemeinde das heilige Abendmahl. Das Rührende und Erhebende einer solchen frommen Wiedervereinigung mit dem hochherzigen Landesherrn an heiliger

Stätte durchdrang alle Herzen, und eine Liebe, die das gemeinschaftliche Unglück geheiligt hatte und die einen erhabenen Charakter trug, that sich in diesen Tagen kund. Auf jeden Einzelnen senkte sich des Königs freudig gerührtes Danken nieder, und die Thränen der Königin ihm zur Seite sprachen beredter als Worte, was sie für ihr treues Volk empfand. Die Liebe zum Königshause war das mächtige Gefühl, in welchem alle Herzen zusammenströmten. Sie erkannte Alles als die Fahne, um welche sich alle Preußen mit Muth und Glauben schaaren müßten, wenn es einst besser werden sollte.

Während so in Deutschland die wackern Gemüther nach Rettung und Erlösung seufzten, erhob sich Napoleons schauriger Riesenbau immer höher und höher. Er selbst stand auf der Spitze in schwindelnder Höhe und schaute in die Weite über die Länder hin, die er sich mit Feuer und Schwert unterworfen. Da begann ihm auf der kalten verlassenen Höhe zu grauen, und wie später auf dem öden Felsen von Helena, sah er, daß er hier allein stehe. „Alles, was du hier siehst, ist dein; du darfst nur die Hand ausstrecken oder winken, so eilt man herbei, um dir deinen Wunsch zu erfüllen." So raunte ihm der Geist des Ehrgeizes zu; doch Napoleon war nicht zufrieden; er schalt diesen schmeichelnden Geist und rief: „Meine Gemahlin ist weit unter mir, und obgleich vermählt, stehe ich allein." Er wünschte eine Kaiserstochter, um von ihr einen Erben seines mit so vielen Sünden errungenen Thrones zu erhalten. Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr, und er heirathete am 22. April im Jahre 1810 Marie Luise, eine Tochter des österreichischen Kaiserhauses, das fast an seinen Wunden verblutete und

durch diese Verbindung dem Völkerkriege ein Ende zu machen glaubte. Doch Napoleon that dieses nur, weil ihm seine erste Gemahlin, Josephine Beauharnais, keine Kinder geboren hatte, und um sich durch Vermischung mit dem alten Blute Habsburgs gesetzlich und seine niedrige Geburt vergessen zu machen. Scheint es auch sonderbar, daß der Sohn einer großen Umwälzung die Grundsätze derselben verläugnete und daß er, der Herr aller übrigen Könige, auf die er als Sieger stolz herab sah, dennoch sich ängstlich bemühte, von ihnen als ebenbürtig anerkannt zu werden, so war doch dieser scheinbare Widerspruch sehr erklärlich, wenn man annimmt, daß er die freisinnigen Leute am meisten haßte und fürchtete, und eben deßhalb wie schon früher die alte Kirche, so jetzt den alten Adel begünstigen und im Dienste seines Despotismus brauchen mußte. Die alten Häuser waren ihm nicht mehr gefährlich, wohl aber der junge Nachwuchs der Völker. Deßhalb suchte er sich mit den alten Geschlechtern gegen sie zu vereinen. Aus diesen Gründen verstieß er seine Gemahlin Josephine, die nach seiner eigenen Aussage seines Lebens guter Genius und die Person war, die er auf der Welt am meisten geliebt hatte. Sie war für ihn einem zu dunkeln Geschlechte entsprossen; deßhalb ließ er sich trotz ihrer Thränen und Bitten von ihr scheiden. Dann sandte er einen Marschall nach Wien und ließ in derselben Hofburg, welche acht Monate vorher von seinem feindlichen Geschütze erdröhnte, um die Hand der Kaisertochter Marie Luise werben. Am 11. März 1810 erfolgte zu Wien die Trauung, bei welcher der Erzherzog Karl des Bräutigams Stelle vertrat. Die Vermählung ward darauf zu Paris mit unerhörter Pracht vollzogen, bei

welcher fünf Königinnen der neuen Kaiserin die Schleppe trugen. Als ein unheilbringendes Zeichen ward es angesehen, daß der Ballsaal, in welchem der Fürst von Schwarzenberg als österreichischer Gesandter dem kaiserlichen Paare ein glänzendes Fest gab, während des Tanzes in Brand gerieth, wobei mehrere vornehme Personen, auch eine Schwägerin des Fürsten, die als zärtlich besorgte Mutter ihre Tochter im Brande suchte, umkamen.

Ausgesogen, verblutet und geknebelt lag nun Deutschland da. Die Geldnoth steigerte sich immer mehr; denn Napoleon forderte kaum erschwingliche Abgaben. Namentlich litt Preußen an dieser Geldauszehrung, und alle Wege, die der König diesem Uebel zu steuern bis dahin versuchte, führten nicht zum Ziele. In diesem Entwicklungsgange der Dinge, wo es durch Kreuz zum Heile, durch Nacht zum Lichte, durch Sturm zur Ruhe ging, war die Festigkeit, die Friedrich Wilhelm behauptete, eigenthümlicher Art. Er hatte sich in seinen Wirkungskreis nicht blos grundsätzlich hineingedacht, sondern vielmehr hineingelebt, und war so ein Mann der Erfahrung geworden. Wie die Wurzeln eines gesunden, kräftigen Baumes von Stürmen geschüttelt und bewegt immer tiefer und fester in die Erde eindringen und immer weiter um sich greifen, so hatten auch die Stürme seines Unglückes ihn gestählt und ihm jene ruhige Festigkeit verliehen, in welcher er Unglaubliches leistete und seinen Namen in der Weltgeschichte unsterblich machte. Diese Festigkeit äußerte sich jedoch nicht in starren starken Zügen, wodurch er sich hervorgethan hätte; es war vielmehr sein ganzes Wesen still von ihr durchdrungen, und das gerade gab ihm, ohne daß er es selbst wußte,

jene hohe persönliche Würde, die aus ihm selbst herausgewachsen, ihm zur andern Natur geworden war. Ueberall blieb er sich deßhalb auch, wo man ihn nur sehen mochte, gleich, und an ihm und seinem ganzen Wesen war nichts Absichtliches, nichts künstlich Angenommenes zu ersehen. Er durfte sich nicht zusammen nehmen, oder, wie man es nennt, in die Brust werfen, sondern er konnte sich fest auf sich selbst und in seiner Gesinnung ruhend hingeben, wie es ihm gerade um das Herz war. „Gott fürchten, Recht thun, keinen Menschen scheuen, Recht muß doch Recht bleiben und bleibt zuletzt immer oben," so hörten ihn seine Vertrauten in den verhängnißvollsten Stunden sprechen. Und daß das Recht sich auch jetzt bald wieder nach oben und zum Glücke seiner Unterthanen wenden werde, das hoffte er zu Gott. Denn die Liebe, das Vertrauen und das Wohl seines Volkes waren stets sein höchster Wunsch, sein bestes Gut. Da sollte noch einmal die gewonnene Ruhe seines Gemüthes einen furchtbaren schmerzlichen Schlag erleiden. Denn seine Gemahlin, die anscheinend gesund von St. Petersburg zurückgekehrt war, ward plötzlich auf dem Lustschlosse Hohenzieritz, wohin sie sich zu einem Besuche bei ihrem Vater begeben, von einem Fieber befallen, das schon am dritten Tage in einen Gefahr verkündenden Lungenhusten überging. Immer bedenklicher lauteten die Nachrichten, und dieses bewog den tiefbekümmerten König, sich mit dem Kronprinzen und den übrigen königlichen Kindern Abends am 18. Juli nach Hohenzieritz zu begeben, und Tausende von Wünschen und Gebeten für die königliche Mutter begleiteten seinen dahin rollenden Wagen. Er kam zur rechten Zeit; denn die zärtlichste Sorgfalt und

alle angewandte Kunst der Aerzte vermochten nicht, das Leiden der hohen Kranken zu heben, und Luise, die dem Unglücke ihres Volkes und dem unterdrückten Deutschland tief bekümmert viele tausend heiße Thränen geweint hatte, war es nicht vergönnt, die Tage der Vergeltung und des Sieges zu erleben. Die Engbrüstigkeit nahm zu. Es stellten sich Krämpfe ein, auf welche am 19. Juli 1810 Vormittags um 9 Uhr der sanfte Uebergang in eine bessere Welt erfolgte. Sie verschied in den Armen ihres trostlosen Gemahls im Beisein des jammernden Kronprinzen, des Prinzen Wilhelm und ihrer hohen Anverwandten. Wie furchtbar dieses neue Unglück den ohnehin so tief bekümmerten König und das ganze königliche Haus ergriff, vermag nur der zu würdigen, der da weiß, wie sehr Luise geliebt war. Mit dem Ausrufe: „Jesus, kürze meine Leiden!" war sie entschlafen. Sie hinterließ dem Könige vier Söhne und drei Töchter. Man kann wohl sagen, daß ein furchtbarer Schmerz das ganze Volk durchzuckte; denn mehr als die Segen spendende Luise war wohl noch nie eine Königin geliebt und verehrt worden. Dem allgemeinen Schmerze angemessen ward ihr Hintritt in folgender Weise von der Kanzel verkündet:

„Nach so vielen bittern Prüfungen ist ein neues betrübendes Unglück über uns gekommen, da es dem allweisen Beherrscher der Welt gefallen hat, über das Leben unserer allverehrten und innigst geliebten Königin zu gebieten und durch ihr am 19. dieses Monats, Vormittags um neun Uhr nach einer vierzehntägigen hitzigen Brustkrankheit im 35. Jahre ihres Alters erfolgtes Absterben seine Majestät unsern allertheuersten König, sein königliches Haus und alle getreue Unter-

thanen in die tiefste Trauer und schmerzlichste Wehmuth zu versetzen. Der harte Schlag, der uns getroffen hat, zerreißt unsere Herzen und rechtfertigt unsere bange Bestürzung, unsere Thränen und unsere Klagen. Aber es ist unsere Pflicht, uns in Demuth zu beugen unter die allgewaltige Hand, die uns verwundet, und anzubeten die Rathschlüsse des Ewigen. Geheiligt werde unser Schmerz durch den Glauben, daß doch gut sei, was uns böse scheint, und durch den Gedanken an die Glückseligkeit unserer früh vollendeten Königin, die nun die Früchte ihrer frommen Tugend, ihrer Leutseligkeit und ihrer geprüften Geduld in einem bessern Leben genießt. Viel war des Segens, der uns durch ihre seltene Güte von Gott geworden ist. Wie könnte jene verlöschen in unsern Gemüthern unsere Dankbarkeit für ihre landesmütterliche Treue und Liebe und für das erhabene ermunternde Beispiel, das sie uns hinterlassen hat? Sie hat ausgekämpft ihren irdischen Kampf und eine bessere Krone ist ihr geworden, als die irdische, die sie so würdig getragen hat. — Möge Trost von Gott mildern den unaussprechlichen Schmerz unsers tiefgebeugten Monarchen, daß er auch in dieser harten Prüfung den Willen der Vorsehung ehre und unverzagt fortfahre, seines hohen Berufes wahrzunehmen und mit gleicher Güte sein treues Volk zu beherrschen. Der Segen der verewigten Königin komme in reichem Maße über ihren Erstgebornen, unsern theuersten Kronprinzen. Sein Herz hing mit gerechter Zärtlichkeit an der vortrefflichen Mutter, die er beweint. Er empfinde nun auch die Beruhigung des Glaubens an Gott und er bleibe würdig der Zärtlichkeit, mit der er geliebt worden ist. An allen theuren Kindern der Vollendeten verherrliche sich

die göttliche Güte, daß sie zum Troste des Königs und zum Segen des Vaterlandes sich ausbilden mögen in allen fürstlichen und christlichen Tugenden, damit sie erneuern den kommenden Geschlechtern das Vorbild der Seelengröße und Seelengüte, das sie vor Augen gehabt haben. Wir bitten den Allgütigen, daß er allen hohen Verwandten und Angehörigen unserer entschlafenen Königin ein Gott des Trostes sein wolle. In kindlicher Unterwerfung unter seinen heiligen Willen mögen ihre Thränen fließen und die große Hoffnung des Christenthums lindere ihren Schmerz. An unser Aller Seelen aber heilige der himmlische Vater diese neue tief schmerzende Erfahrung von der Unsicherheit des Irdischen, damit wir mit großem Ernste nach dem unvergänglichen und allein sichern Gute trachten mögen!"

Am 27. Juli führte man den Leichnam der entschlafenen Königin nach der Hauptstadt. Der tiefste Schmerz war da in den Augen eines jeden Bewohners zu lesen und laut klagend schritt die Menge hinter dem Sarge daher, der die theuren Ueberreste der angebeteten Luise und vielgeliebten Mutter auf immer verschloß. Als der Leichenwagen vor der Schloßtreppe stillhielt, kam der König mit sämmtlichen Kindern demselben tief erschüttert und bleich entgegen und ging dann mit allen übrigen Prinzen und Prinzessinnen des Hauses vereint vor demselben her. Unzählige Thränen, von den treuen Unterthanen geweint, floßen an diesem Tage; denn Allen war es, als wenn Alles im Reiche seine Farbe verloren hätte, seitdem der Sonnenstrahl von Luisens herrlichem Dasein erloschen war, und Jeden blickte, seit der Tod Luisen das Auge geschlossen, dieses unglückliche Jahrhundert nun finsterer und strenger an. Denn erhaben

über alle Orden und Ehren des Staates stand sie durch ihr bloßes Dasein schon als eine unendliche hohe Belohnung in dem Kreise ihrer Preußen. Wer auch Alles erreicht hatte, was ein erhabener, glühender Ehrgeiz nur wünschen konnte, der geizte doch noch immer nach einem gnädigen Blicke, nach einem liebreichen Worte von ihr. Denn die tausendfältigen himmlischen Aeußerungen einer ganz dem Glücke und der Ehre ihres Volkes hingegebenen Königin beglückten jeden Einzelnen. Ueberall war sie da. Denn sie war nicht allein Königin des Thrones, sondern auch Königin aller Herzen. Wer dachte wohl an den Staat, ohne wohlthätige Bewegung des Herzens! denn er war durch Luisen ehrwürdig, ja heilig geworden. Fleckenlos und rein wandelte sie durch die feindseligen Mächte der weltlichen Gebrechen. Kein Pfeil hätte sie getroffen, als der himmlische des Todesengels, an dem sie verblutete.

Was mußte, wenn so der niedrigste der Unterthanen fühlte, der trauernde König empfinden, da Luise, die im Glücke wie in den Tagen strenger Prüfung stets seine treue Begleiterin war, deren Segen sich durch Stadt und Land bis zu der ärmlichsten Hütte herab verbreitet hatte, nun erkaltet in der finstern Bahre lag! Der einzige Trost blieb ihm, sich von der Heimgegangenen frei von aller irdischen Beziehung ein verklärtes Bild zu entwerfen; denn der Schmerz und das Entbehren muß die Sinne der Seele schärfen, damit sie das Verlorene noch inniger und selbstthätiger ergreifen lerne. So hob ihr Heimgang auch die Bürger dieses Staates noch näher an das Herz ihres königlichen Gemahls empor. Theurer noch waren sie ihm jetzt alle,

als je; denn er wußte, daß Jeder ein Kleinod, ein eigenthümliches Bild seiner himmlischen Gattin in der Seele trug. Der Schmerz um Luisen hatte das Schönste in den Gemüthern der Preußen aufgeregt. Ueber Gram und Vergänglichkeit schwangen sie sich zu ihrer verklärten Monarchin auf, die jetzt im innersten Heiligthume ihres Volkes wohnte, und über ihrer Asche empfanden sie mächtiger als je, daß sie auf Tod und Leben für Preußen und das königliche Haus verbunden sei. In dem von der Verblichenen so sehr geliebten Garten Charlottenburgs ließ nun der König ein würdiges Grabmal bauen und ihre Leiche dort am 23. Dezember, demselben Tage, an welchem sie 1793 als Braut und 1809 aus Königsberg in Berlin eingezogen war, zur letzten Ruhestätte bringen. Ein treffliches Marmorbild, das sie schlummernd darstellt, erhebt sich von Rauchs Meisterhand in edlem Style über ihrem Begräbnisse. Dieses Grabmal war ein Heiligthum des Volkes und jährlich am 19. Juli, an ihrem Sterbetage, besuchten es viele Tausend trauernde Preußen. So wird Luise auch fortleben im Gedächtnisse des Volkes als ein still leuchtendes Vorbild für alle Edlen ihres Geschlechtes, fortleben als ein Bild des trefflichsten Charakters, wenn auch einst dieser Marmor längst durch die Stürme der Zeit zertrümmert liegt.

Unter denen, welche die Heimgegangene am meisten betrauerten, standen der wackere Eichenhain und sein Freund Albrecht mit oben an; und als Luise in dem Garten zu Charlottenburg eingesenkt war, konnten die Freunde sich nicht erwehren, die Ruhestätte ihrer Königin, für welche eine so hohe Begeisterung in ihren Herzen schlug, zu besuchen. Auch ihre Thränen fielen auf

Luisens Gruftstein nieder. Viele Wallfahrer, die gleiche Gefühle vereint, trafen sie dort. Alles schluchzte und weinte und in leisem Gebete bewegten sich die Lippen. Unter diesen fiel plötzlich dem stille betenden Ludolf die schlanke edle Gestalt einer jungen Dame auf, die ein etwa zwei Jahre altes schönes Mädchen an der Hand hielt. Hatte auch diese einst so blühende Rose sich in eine weiße trauernde umgewandelt, so erkannte sie doch Ludolf auf den ersten Blick. Sein Antlitz belebte sich wunderbar; seine Glieder bebten und laut und mächtig schlug ihm das Herz. Man sah es dieser Dame an, daß sie viel weinte und ein tiefer Kummer einer Gemüthskrankheit gleich in ihrer Brust wohnte. Ohne das Auge von dem Gruftsteine zu wenden, betete sie, und erst als sie sich mit den Worten: „Komm, liebes Kind," zu dem lächelnden Mädchen niederbeugte und dann in edlem Anstande leicht durch den Garten hinschwebte, ergriff Ludolf, der in unendlichem Schmerze unverwandt nach ihr hingeblickt hatte, des Freundes Hand, ihm leise zuflüsternd: „Da geht es hin, das Opfer unseligen Geizes. O Albrecht, beurtheile mich nicht falsch. Ich fühle für die Edle noch immer, was ich bei ihrem ersten Anblicke empfunden."

„Von wem redest du?" fragte Albrecht, der des Freundes Rede nicht verstand.

„Ach Gott, von Helenen!" seufzte Ludolf und, den Arm nach der Gartenwandung ausstreckend, wo die junge Frau mit dem Kinde hinschritt, sagte er: „Schaue, dort geht die, die einst mein war, die so schöne Hoffnungen einer glücklichen Zukunft in meiner Brust weckte. Schaue hin auf dieses edle Gesicht, das der Seelen-

schmerz bleichte. Ist das das Antlitz einer Glücklichen?"

„Nein, wahrlich nicht!" rief der theilnehmende Freund bestürzt. „Ist die Kleine wohl ihr Kind?" Ludolf antwortete nicht; doch ein Bettler, der in diesem Augenblicke den alten Hut vom kahlen Scheitel zog, um die beiden so gut und edel aussehenden jungen Männer um eine milde Gabe zu bitten, entgegnete, da er Albrechts Frage vernommen: „Nein, meine Herren; die Kleine, welche die schöne bleiche Frau führt, ist nicht ihr eigenes Töchterchen; es ist eine arme Waise, welche die gute Frau an Kindesstatt aufgenommen; denn diese Dame ist gar edel und so barmherzig, wie es unsere erhabene Königin Luise, die hier schlummert, in ihrem segenreichen Leben war. Schade, daß sie keine Königin geworden! Sie hätte gewiß ihr Volk recht glücklich gemacht. Gott, wie hell muß jetzt das Siegel der heiligen Unsterblichkeit von Luisens Stirne strahlen! Ich möchte sie schon sehen mit dem lohnenden Kranze ihrer Tugenden auf dem Haupte! O, das muß schön sein!" lächelte der Bettler, und darüber die Bitte um ein Almosen vergessend, wankte er an seinem Stabe von dannen.

„Ja, schöner wird das Leben aufgehen im Vereine mit frommen edeln Seelen, und das Schönste, was je von einer Stirn erglänzen kann, ist gewiß, wie der Bettler hier sprach, das Siegel einer heiligen glücklichen Unsterblichkeit. So werde ich auch, wie ich zum Himmel hoffe, Helenen nach dem Tode drüben sehen. Deßhalb verzage nicht, du Herz mit bangem Schlage; denn erst wenn du gebrochen bist, geht ein ewiger Morgen auf, wo man verwandte Seelen nicht mehr

aus feiler eitler Rücksicht von einander trennt.“ So rief, von höhern Gefühlen durchglüht, der edle Ludolf und hätte durch das Reich der Zeit sogleich den Flug zu dem Reiche der Unsterblichkeit nehmen mögen.

VI.

Was wäre der Dichter wunderbar Spiel,
zögs nicht wie Sonne durch innere Nacht?
Was wohl der Zauber in Ton und Lied,
der wie der Frühling über Gräber hinzieht,
wenn er die Lebendigtodten nicht weckte,
auf nicht die feigen Schlummernden schreckte?
Steht auf! steht auf! so rufet die Zeit,
es ist der Richttag, der Herr ist nicht weit.

Klemens Brentano.

Kopfschüttelnd blickte der Bettler den Beiden nach und folgte ihnen in einiger Entfernung. Lange gewahrten die Freunde den alten Mann nicht. Doch als jetzt Ludolf, der in trüben Gedanken neben Albrecht hingeschritten war, den Kopf wendend, ihn plötzlich gewahrte, winkte er ihm, heranzukommen, lud ihn ein, mit in den Gasthof zu gehen, weil er ihn, da er mit den Familienverhältnissen der bleichen Frau bekannt zu sein scheine, über Manches zu fragen wünschte, und versprach, für eine ordentliche Mahlzeit zu sorgen. Der

alte Mann, der schon gar lange nichts als harte, rauhe Kost genossen hatte, willigte gerne ein, und als ihm dann Ludolf auf seinem Zimmer warme kräftige Suppe, einen duftenden Braten und eine Flasche guten alten Wein vorsetzen ließ, da traten dem armen Greise Thränen freudiger Rührung in die Augen. Mit den zitternden Händen Ludolfs abwehrende Hand ergreifend, dankte der Bettler und meinte, das wäre ja allzuviel. Als der Alte sich mit Speise und Trank gelabt, bat ihn nun Ludolf, ihm etwas von den häuslichen Verhältnissen der schönen bleichen Frau, die er an Luisens Grabe gesehen, zu erzählen.

„Ach, mein lieber Herr," sagte da der Bettler, einen festen prüfenden Blick auf Ludolfs Antlitz werfend, „Ihr seht ja ohnedieß so finster und verstimmt aus, daß es wohl besser sein möchte, wenn ich Euch nichts von dieser schönen armen Frau sagte; denn ihr Geschick ist wahrlich kein glückliches und stimmt auch den Fröhlichen trübe."

„Ich habe starke Nerven," sagte Ludolf lächelnd, „erzählet immerhin."

„So seis denn," sagte des Alte, trank sein Glas zur Hälfte leer und begann: „Die bleiche Frau, meine Herren, ist erstaunlich reich, aber auch in demselben Grade unglücklich. Ihr Vater, o daß ich es sagen muß! ihr eigener leiblicher Vater ist es, der sie unbarmherzig einem hoffnungslosen Jammer Preis gab. Sie war nämlich, wie die Leute sich erzählen, schon mit einem gar wackern jungen Adeligen verlobt, als ihr Vater, der das wirklich ist, was sein Name ausspricht, erfuhr, daß der junge Herr von Eichenhain, so soll ihr Verlobter geheißen haben, nicht das Ver-

mögen besäße, wie er geglaubt. Da war nun auf einmal Alles aus, und dem edeln jungen Manne, der sein Erbe dem Glücke der Schwester geopfert, wurde nun von dem Kaufmanne Knauser ein erbarmenswerther verlebter Jammermensch als Bräutigam vorgezogen. War auch die Arme untröstlich, so mußte sie sich doch in den Willen des hartnäckigen Vaters fügen und gab endlich als ein Opfer des Geizes dem von dem Vater für sie bestimmten sehr reichen Kaufmanne Zwiefel die Hand. Noch immer sehe ich sie am Altare erbleichen, und das große schöne Auge um Hilfe flehend nach oben erheben. Ach meine lieben Herren, es war schmerzlich, diese Trauung mitanzusehen. In Aller Augen glänzten Thränen, und fast ganz laut sprachen die Anwesenden ihr Mißfallen über eine solche unnatürliche Zwangheirath aus. Als die heilige Handlung vorüber war, schritt sie mit gesenktem Haupte, mit starrem Blicke, der von Abwesenheit der Sinne zeugte, gleich einer armen Sünderin, die man auf den Richtplatz führt, bebend aus der Kirche und sank, als man sie in den Wagen hob, in Ohnmacht."

Ludolf, der mit stets gesteigerter Theilnahme auf die Erzählung des Bettlers gehört, sprang jetzt rasch auf; und erst als er einige Mal in dem Zimmer auf und nieder geschritten, hatte er wieder so viel Fassung errungen, daß er sich noch einmal setzen und, ohne sich zu verrathen, weiter hören konnte. Der Alte hatte unterdessen Albrecht weiter erzählt, und als Ludolf wieder Platz genommen, sagte er eben: „Die Hochzeit wurde mit allem Aufwande gefeiert; doch der Bräutigam, der im Vorgefühle seines Glückes seiner geschwächten Natur uneingedenk, den feurigen Weinen mehr zusprach, als

ihm heilsam war, sank plötzlich vom Schlage gerührt an der Seite der Angetrauten nieder. Alle, welche die Trauung gesehen, wünschten Helenen, die, wie sie glaubten, eine höhere Macht so schnell von ihren Fesseln befreite, im Stillen Glück. Doch das abgemagerte und nun noch vom Schlage getroffene Gerippe starb nicht und lebt noch bis zum heutigen Tage, blödsinnig, an der Zunge und den Gliedern gelähmt im erbarmungswürdigsten Zustande. Nur die besorgte Pflege der sich aufopfernden Helene erhielt den Leidenden. Ja, meine Herren, Sie dürfen ganz Berlin fragen; Sie werden allgemein hören, daß sie an dem Kranken den Himmel verdient, ebenso an dem Waisenkinde, das sie liebreich als das ihre angenommen.“ Auf die Frage, was es denn mit diesem Waisenkinde für eine Bewandtniß habe, mußte nun Ludolf, der ohnedieß furchtbar aufgeregt war, noch erfahren, daß es jener unglücklichen Familie angehörte, die er vor zwei Jahren in der kalten Bodenkammer getroffen, und jener Säugling wäre, den er damals in den Armen des todten Vaters spielen gesehen. Wie er bereits wußte, daß nämlich alle jene Kinder bis auf den Säugling, den die verstorbene Königin zu einer wackern Frau in die Kost gab, im Krankenhause gestorben, so erzählte der Bettler, jedoch mit dem Zusatze, daß nach dem Tode Luisens die edle Frau sich das Kind mit dem Bemerken ausgebeten habe, daß sie es als das ihre annehmen wolle. Ludolf war zu tief, zu mächtig erschüttert, als daß er Lust gehabt hätte, die Unterredung mit dem alten Manne länger fortzusetzen. Ihm daher für seine Mittheilungen dankend, gab er dem freudig Erstaunten einige Silberstücke und ging dann, da ihm die Thränen

glühend unter den Augenliedern brannten, in sein Schlafzimmer. Während er sich dort seinen schmerzlichen Gefühlen überließ, redete Albrecht, sein theilnehmender Freund, noch eine Weile mit dem ehrlichen Alten; und da dieser die Vermuthung aussprach, sein Freund sei gewiß ein naher Verwandter von der edeln unglücklichen Kaufmannsfrau, so war dieser so unvorsichtig, ihm zu sagen, daß es Herr von Eichenhain, ihr ehemaliger Verlobter, selbst sei. Da erstaunte der Alte nicht wenig, hatte aber in seiner gutmüthigen Einfalt nichts Eiligeres zu thun, als zu der trauernden Helene hinzugehen und sie in der Hoffnung, ihr eine rechte Freude zu machen, von dem ganzen Vorfalle zu benachrichtigen.

So wurden denn alle die blutigen Wunden, die kaum verharscht waren, von neuem gewaltsam aufgerissen, und Ludolf erstaunte nicht wenig, als er noch desselben Tages einen Brief erhielt und sogleich bei dem ersten Blicke Helenens Schriftzüge erkannte. Sie glaubte nämlich, Eichenhain sei nach Berlin gereist, um sie zu sehen und zu sprechen, und bat ihn daher in den rührendsten Ausdrücken, von seinem Unternehmen abzustehen, um ihr und sich den furchtbaren Schmerz zu ersparen. Faßte sie ihr Schreiben auch absichtlich ganz gemessen, so sprach doch unverkennbar die frühere reine Neigung zu Ludolf aus demselben. Nur ein Mann, der so feste Grundsätze wie Ludolf hatte, vermochte einer solchen Mahnung Folge zu leisten; doch Eichenhain dünkte es niedrig, das unglückliche Band der Ehe durch seinen Besuch wenn auch nur leise zu stören. Er beugte sich vor Helenens Größe, und gerade die gewissenhafte, sich opfernde Pflege, welche die Dulderin dem Unglücklichen, dem an der Pforte seines Paradieses die Stimme der

Vergeltung zurief: „Bis hieher und nicht weiter!" angedeihen ließ, zeigte ihm ihre schöne Seele in dem hellsten Glanze. Er bat daher seinen Freund, zur Stunde mit ihm abzureisen. Albrecht willigte ein, und als die Sonne sank, hatten sie Berlin weit aus dem Gesichte verloren.

Einsilbig und trübe war ihre Rückkehr. Mit männlicher Fassung immer mehr den Schmerz in der wunden Brust niederkämpfend, wünschte Ludolf glühender als je, daß die Deutschen endlich vereint die Fesseln der Knechtschaft brechen und ihr Vaterland erlösen möchten. Doch dieses stolze, einst so große Reich war ausgesogen, verblutet und geknebelt. In damaliger Zeit schrieb der badische Hauptmann Riegel diese treffenden Verse nieder:

„Trennung, Eigennutz und Knechtswuth haben
allen öffentlichen Sinn begraben,
daß der Deutsche nur in Horden lebt
und daß dummheitstrunken diese Horden
um die Wette sich für Fremde morden.
Unsre Frucht verzehren fremde Trosse,
unsre Gaue mähen fremde Rosse,
eine fremde Sprache zügelt uns.
Fremde Schergen treiben unsre Tugend,
und mit tiefer stummer Eselstugend
förderts links und rechts der edle Duns.
Offen steh'n dem Untergang die Thüren
und wir prunken mit den Krebsgeschwüren,
die ein Rachegeist uns zürnend schlug.
Unsre Werke sind nur Völkerfrohnen,
und wir sind ein Spott der Nationen.
Haß und Spaltung herrscht in unsern Stämmen.
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
und die Einheit flieh'n wir wie die Pest."

Von allen Seiten her war man beflissen, dem gefesselten deutschen Leuen Tritte zu geben. Der König von Dänemark wollte sogar die deutsche Sprache in Schleswig ausrotten. Doch dieser Befehl scheiterte an dem wackern Muthe der Prediger, Schullehrer und Bauern, die durchaus nicht Dänisch lernen wollten. So blieben die Verhältnisse bis zum Jahre 1812. Und wie der ungeheure Komet im Jahre zuvor den Völkern einen großen Wechsel der Dinge angekündigt hatte, so geschah es jetzt. Denn die beiden Riesen, die Europa zwischen sich getheilt, geriethen jetzt, man möchte sagen, durch eine göttliche Fügung, mit einander selbst in Streit, und Frankreich und Rußland rüsteten sich zu einem furchtbaren Kampfe. Nun kam die Verbindung zwischen Rußland, Schweden und England rasch zu Stande. Schweden hatte nämlich von Napoleon Norwegen wie auch eine große Geldunterstützung vergebens verlangt. Sich deßhalb verletzt anstellend, ließ es die englischen Schiffe in großer Menge zu und trieb den Schleichhandel in Pommern so öffentlich, daß Napoleon, um die Sperre des Festlandes aufrecht zu erhalten, schwedisch Pommern und Rügen besetzen und die daselbst befindlichen Schweden entwaffnen lassen mußte. Hauptsächlich hatte Napoleon Rußland durch die Aeußerungen bei der Geburt seines Sohnes erbittert. Von seinem Glücke hingerissen, sagte er damals in einer Rede an den Handelsstand: er werde jene Sperre aufrecht erhalten; er sei der Kaiser Europas und Rußland müßte thun, was er wolle. Wenn es sich nicht schon in Tilsit verstanden hätte, wäre er bis nach Petersburg gezogen. Diese stolze Sprache beleidigte Rußland tief und der Bruch stand nahe bevor.

In jener Zeit arbeiteten sich in Preußen der Stein-Scharnhorstische Tugendbund und Hardenberg feindlich entgegen. Der Erstere wollte Deutschland um jeden Preis von dem Drucke Napoleons befreien und sich dazu mit Rußland vereinen; Hardenberg sprach die Verbindung mit Napoleon als eifrigen Wunsch aus. Während dieser Bewegungen rüsteten sich die beiden mächtigen Feinde. Im Frühlinge des Jahres 1812 führte Napoleon den russischen Grenzen eine halbe Million Streiter zu und behielt dennoch eine so bedeutende Macht zurück, daß er den Krieg in Spanien fortsetzen und Frankreich, Italien und Deutschland bewachen konnte. Bevor er zu Felde zog, hielt er noch zu Dresden eine Versammlung aller deutschen Fürsten, gegen welche er sich mit solchem Uebermuthe benahm, daß er selbst in den Herzen seiner wärmsten Anhänger einen Stachel zurückließ. Bei den kränkenden Demüthigungen und Spöttereien, die der Gewaltige sich gegen alle die erlaubte, deren Herr er in diesem Augenblicke war, sah man hohe Damen weinen und edle Männer die Lippen zusammenbeißen. Am schmerzlichsten traten diese Gefühle bei der von dem Glanze ihrer gleichsam ganz zur Französin gewordenen Stieftochter erschütterten Kaiserin von Oesterreich und bei dem König von Preußen, den Napoleon höflich, aber frostig empfing, hervor. Glücklicher als Attila, der doch nur eine Hälfte der Deutschen gegen die andere ins Feld geführt, schleppte Napoleon in dem Heere, das er in die russischen Steppen führte, sämmtliche Deutsche hinter sich her. Er hatte sie so geschickt vertheilt und meistens unter dem Namen von Franzosen so gut untergebracht, daß sie es selbst nicht merkten. Denn wie die Holländer und Hansemänner, so steckten

auch die Niederländer und alle Deutschen vom linken Rheinufer unter den Franzosen. Am übelsten befanden sich die Preußen, weil ihre ganze Mannschaft von einem Franzosen angeführt wurde, sowie man auch ihre Festungen von französischen Truppen besetzen ließ. Sogar in Berlin herrschten die Franzosen unumschränkt. Mehr als je war Napoleon von seiner Uebermacht überzeugt, weßhalb er denn Allen, die ihm Dienste leisteten, nur mit Verachtung lohnte, und auch Rußland weniger als je fürchtete. Er dachte nämlich, den Kaiser Alexander durch den ersten über ihn erfochtenen Sieg zum Frieden zu vermögen und sich dann unter noch günstigern Umständen wie früher mit ihm gegen den ganzen Erdkreis zu verbinden. So zog er denn mit einem unermeßlichen Heere auf drei Straßen über Magdeburg, Leipzig und Dresden durch die preußischen Staaten der Weichsel zu. Er schleppte in seinem Gefolge ein bedeutendes Fuhrwesen, Brückengeräthschaften, Krankenwagen, Krankenwärter und Wärterinnen, Handwerker aller Art, Ochsenfuhrwerke von eigener Erfindung, Viehheerden, Kisten mit Sämereien und mit Tafelglas, Mühlen, Feuerspritzen und eine unabsehbare Menge anderes Geräthe mit, weil er beabsichtigte, sich sogleich in den nordischen Steppen anzubauen und von da seine Plane weiter zu lenken. Die Erbitterung der gedrückten Preußen stieg immer höher. Preußen hatte alle seine Verpflichtungen erfüllt und den ganzen Rückstand an Frankreich nicht nur getilgt, sondern bereits vierundneunzig Millionen Franken vorgeschossen; und da blieb ihm nichts als die betrübende Aussicht, daß der bevorstehende furchtbare Kampf auf preußischem Boden würde ausgefochten werden. Die volle Zahl der Truppen, die der fran=

zösische Kaiser nach Rußland führte, bestand aus 491,953 Mann Fußvolk, 96,579 Reitern, 164,446 Offiziers-Truppen- und Zugpferden, aus 1372 großen und kleinen Geschützen mit 21,526 Mann Artillerie und 18,265 Pferden, zusammen als aus 610,058 Mann und 187,111 Pferden, deren Leben und Dasein von dem Winke eines einzigen Mannes abhing. Großartiger war wohl noch nie die Kraft des menschlichen Willens hervorgetreten als wie in Napoleon, der sich jeden andern Willen zu unterwerfen wußte. Wäre er selber noch größer gewesen als sein Wille, und hätte er diesen sich selbst zu unterwerfen verstanden, so wäre sein Reich gewiß nicht bloß als eine vorübergehende Erscheinung aufgetaucht. Napoleons Ziel war von Anfang gleich Moskau, der Sitz der Czare, gewesen; und da er, über die russische Grenze geschritten, nirgends auf Feinde stieß, so rückte er immer tiefer in das Steppenland hinein. Der russische Oberfeldher Barklei de Tolli befolgte nämlich das System, das schon die Scythen gegen Darius beobachtet, und zog sich stets zurück, um den Feind in das Innerste der unermeßlichen Steppen zu locken. Zu diesem Verfahren hatte der kriegserfahrene Scharnhorst gerathen, wie er auch dem russischen Oberbefehlshaber anempfahl, bis zum Winter wo möglich jeder Schlacht auszuweichen und unter keiner Bedingung Frieden zu machen. Napoleon, der die Russen einholen und zur Schlacht nöthigen wollte, trieb sein Heer in Eilmärschen vorwärts, so daß die Wagenzüge nicht so schnell nachfolgen konnten und schon damals eine Menge Menschen und Pferde der gewaltigen Anstrengung erlag. Unbekümmert um den Verlust rückte der General den mit gleicher Eile

zurückweichenden Russen nach, bis sie ihm endlich bei Smolensk zum erstenmale ernstlichen Widerstand leisteten. Nach furchtbar blutiger Schlacht siegte Napoleon und bemächtigte sich, als die Russen zurückwichen, der brennenden Stadt. Einige Wochen darauf zog er nach einer furchtbaren Schlächterei, die er mit dem greisen Kutusow, der von der türkischen Grenze nach dem Friedensschlusse mit der Pforte herangerückt war, bestanden, in Moskau ein. Mit Recht kann dieses Gefecht eine Riesenschlacht genannt werden, da von beiden Seiten 70,000 Mann fielen. Das ungeheure Werk — es war gethan, und das alte, von der Zeit geheiligte Moskau war jetzt in den Händen der Franzosen, deren Kaiser sich nun in dem Kreml auf den Thron der Czare setzen sollte. Trotzdem war der Einzug der Franzosen nicht wie bei sonstigen Eroberungen ein fröhlicher. Denn Moskau war verödet, war menschenleer, und die finstern Häuser blickten zürnend auf die Fremdlinge nieder. Von unheimlichen Ahnungen ergriffen, zogen daher die Sieger an den Häuserreihen hin, in denen kein Hauch, kein Laut Leben verkündete. Nichts war hörbar als der eigene Tritt und das Geräusch der Waffen. Schon in der ersten Nacht entstand, man glaubte anfangs aus Unvorsichtigkeit, Feuer; doch gleich darauf erscholl das Gerücht, daß einige in den unterirdischen Gewölben der Stadt versteckte Russen auf Befehl des Befehlshabers von Moskau, des Grafen Feodor Rostopschin, die Stadt an allen Enden und Ecken in Brand steckten. Den mit der Eile des Verderbens um sich greifenden Flammen konnte nicht Einhalt gethan werden; und als Tags darauf schadenfroh eine furchtbare Windsbraut sich in die Flammen

warf und das Verderben wildjauchzend von Haus zu Haus, von Thurm zu Thurm trug, schaute Napoleon von dem finstern Kreml in das immer weiter um sich greifende Flammenmeer. Die Luft brauste, krachte und donnerte gleich Wasserstürzen, die mit dröhnendem Schlage niedersausen. Der Hauch des Windes, der durch die Flammen zog, wälzte eine glühende erstickende Hitze auf die stolzen Sieger nieder, die in überstürzender Eile, um sich aus dem flammenden Verderben zu retten, aus der kaum eroberten Stadt flüchteten. So mußte der gewaltigste Held seiner Zeit den Elementen weichen. Doch mehr als dieser Brand, den am sechsten Tage, nachdem er neun Zehntheile der Stadt eingeäschert hatte, starke Regengüsse löschten, beunruhigte Napoleon das Ausbleiben der sicher erwarteten Friedensboten. Er schickte deßhalb selbst einen Gesandten in das russische Hauptlager, worauf Kutusow, der alte Krieger, kalt die Antwort zurückgab, daß er seinen Antrag an den Kaiser schicken würde. Napoleon, der bald merkte, daß man ihn nur hinhalte, um ihn stets enger einzuschließen, verließ endlich die Gegend von Moskau, um sich über Kaluga und Smolensk seiner Verbindungslinie zu nähern. Doch die ungeheure Beute, mit welcher sich sein Heer beladen hatte, erschwerte das Fortkommen über alle Maßen. Schlag auf Schlag griffen ihn nun die Russen an, während auch der Winter mit seinen Schrecken hereinbrach. Vier Wochen lang mußte nun sein Heer durch eine verwüstete Strecke von hundertfünfzig Meilen zum Theile bei einer Kälte von 28 Graden hinziehen, bei jedem Schritte, wenn nicht durch die Russen, doch durch Hunger und Kälte unglaubliche Verluste erleiden und, wie es

weltbekannt ist, das schauderhafteste Elend erdulden. Der Rest dieses ungeheuren Heeres fand größtentheils in der Beresina sein Grab, worauf Napoleon, um wenigstens seine Person zu retten, einen Schlitten bestieg und seinem fast vernichteten Heere mit der Nachricht seines Unglückes vorausfloh. Unerkannt und windschnell eilte er durch ganz Deutschland und sprach nur in Dresden einige Stunden mit dem Könige von Sachsen. Bald darauf kamen die Trümmer des fliehenden Heeres nach Wilna, waren aber so erschöpft und von den erduldeten Leiden so krank, daß sie nicht im Stande waren, sich zu halten. Dort fielen den Russen unermeßliche Vorräthe, viele tausend Gefangene und der Rest aller Beute, sowie sechs Millionen Franken gemünztes Silber in die Hände. Ein Theil der Fliehenden rettete sich nach Danzig. Nur Wenige kamen über die Oder. In einem letzten Gefechte wurden auch die Sachsen unter Reynier bei Kalisch zersprengt, wobei sich auch die Polen unter Poniatowski an die österreichische Grenze nach Krakau zurückzogen. Erst als Napoleon, der mit allen seinen Marschällen dem furchtbaren Strafgerichte entronnen, in Frankreich war, machte er das Unglück seines Heeres der erstaunten Welt, die er bisher nur durch falsche Siegesnachrichten getäuscht hatte, zum ersten Male bekannt. Schaudernd vernahm man das ungeheure Schicksal eines Heeres, das seines gleichen wohl nie gesehen hatte und dessen unermeßliche Ausrüstungen den Russen zur Beute geworden. Doch auch diese Pariser Nachrichten waren noch voll Lügen und Trotz; denn Napoleon ging im Hohne gegen die Menschheit so weit, daß er sagte: „Nur schwache Seelen im Heere verloren die gute Laune und träumten vom

Unglücke; die Starken behielten ihren Frohsinn." So schrieb er, der das ganze grenzenlose Elend veranlaßte und eine halbe Million Menschen, die Blüthe der Völker, in Rußlands Eiswüsten untergehen sah. Doch die Worte von Paris her hatten die alte Wirkung verloren; die Zeit des Gerichtes und der Rache war gekommen. Die Erbitterung war auf das Höchste gestiegen, und lauter als je pochten für das Vaterland begeisterte Dichter an die Thore der Zeit. Die Klänge ihrer feurigen Lieder riefen einen stolzen Muth in den Gemüthern herauf und erweckten die Lebendigtodten. Ein edler Muth durchglühte alle Herzen, und lauter noch als 1809 in Oesterreich ward jetzt in Preußen, das genug geduldet und gelitten hatte, von der deutschen Sache gesprochen. Der große Name wurde wieder angerufen; denn nur in diesem Namen durfte man hoffen, alle Deutschen gegen den Erbfeind zu waffnen. Allmächtig fühlte man in jenen Tagen der Dichter wunderbares Spiel, das wie die Sonne durch die finstere Nacht durch die Gemüther zog. Die Zaubertöne ihrer Lieder erweckten jetzt plötzlich die feigen Schlummerer, die gleich Lebendigtodten so lange die Hände in den Schooß gelegt. Der lange verhaltene Groll ward endlich von dem begeisterten Hauche ihrer Lieder zu feuriger Thatkraft angeblasen. Am lautesten aber, am meisten geeignet, Jünglinge mit Heldenmuth zu erfüllen, erklang die Leier des gemüthvollen jugendlichen Dichters Theodor Körner. Durch alle die gewaltigen Gesänge jener Zeit drang sie wie eine Geistermahnung hindurch.

Ludolf, der, weil er nicht unter Napoleons Schaaren mit nach Rußland ziehen wollte, aus dem Heeresverbande ausgetreten war, lauschte mit hochklopfendem

Herzen den Gesängen der Dichter und besonders den Klängen, die Körners Leier mit solcher Meisterschaft entströmten. Er hörte von der Errichtung eines Freicorps und brannte vor Begierde, in die Reihen seiner Muthigen zu treten. Der Ruf: „Steht auf! steht auf!“ ging aus den Liedern der Dichter von Mund zu Mund. „Steht auf!“ so rief auch die Zeit mit gewaltiger Posaune hindurch, und jeder brave Deutsche fühlte, daß der Richttag für Napoleon und Deutschlands Erlösung nicht mehr ferne sei.

VII.

Trompeten schmettern durch die Welt,
was heimlich wir getragen.
Wir haben unsre Klagen
dem Schwert anheimgestellt.
Wenn sich die Monde füllen,
gebiert die Zeit mit Schmerz.
Es wuchs durch Geist und Willen
der Sieg ihr unterm Herz.

Musketenschall, Kanonenzorn
es laut verkünden müssen:
Es zieht sich aus den Füßen
der Löwe nun den Dorn.
Das Kreuz wir lang schon tragen,
das Kreuz der Eisenzeit.
Nun wird die Zeit geschlagen
ans Eisenkreuz im Streit.

Nun gehts Trara rombombidom,
ein Jeder darf es sagen,
der Tambour muß es schlagen,
daß es ans Tagslicht komm.
Der führt die beste Stimme,
der sich dem Schwert vertraut,
sein Lied im heil'gen Grimme
aus Feindes Rücken haut.

Klemens Brentano.

Jetzt, wo Unabhängigkeitsdrang und glühende Vaterlandsliebe mit unwiderstehlicher Gewalt bei allen deutschen Völkern sich erhob, hätte Frankreich sehr klug gehandelt,

wenn es nach der in Rußland erhaltenen Lehre Preußen geschont und freundschaftlich behandelt hätte. Wie rasch, wie unerwartet die sichersten Entwürfe oft scheitern, hatte Napoleon in Rußlands Steppen nur zu genau erfahren. Nie sah die Erde ein Heer, wie er es nach Rußland führte; und doch warf es der Brand einer Stadt, der kühne Entschluß eines Fürsten und der eisige Hauch einiger kalten Winternächte in das Reich jener Dinge, die gewesen. Tausend andern Feldherren hätte solch eine von den Elementen und dem Donnergebrülle der Geschütze gegebene Lehre die Haare gesträubt und das Herz mit Entsetzen erfüllt; doch Napoleon, dem die Menschen in seinen Berechnungen nur als Ziffern erschienen, blieb bei dem entsetzlichen Male, das er dem Tode gebracht, ungerührt, und sprach nur immer von der großen Zukunft seiner Völker. Nicht wie ein echter Staatsmann, ein pflichtgetreuer Fürst und wahrhafter Christ, der aus keinem andern Grunde das Schwert ergreift, als um dem Rechte die Geltung zu verschaffen, die ihm gebührt, aber hartnäckig verweigert wird, hatte Napoleon den Krieg begonnen, sondern nur deßhalb, weil sich nicht ganz Europa seinem unersättlichen Ehrgeize fügte. Deßhalb glaubte er das Recht zu haben, Alles zu zertrümmern; deßhalb war auch seine stolze Seele durch keine Demuth gegen die Vorsehung zu beugen, durch keine Ahnung, daß er eine falsche Bahn betreten, einzuschüchtern. Immer mehr verschanzte er sich gegen die Erkenntniß des Bessern und verharrte, ungeachtet eine halbe Million Streiter untergegangen, hartnäckig bei seinem Willen. In dem so außergewöhnlich frühe mit so furchtbarer Kälte eingetretenen Winter sah er nicht wie Andere Gottes strafende Fügung,

sondern nur ein zufälliges Ereigniß. Denn er war trunken von seiner Größe wie von seinem Genie, das ihm die Wahrscheinlichkeit des Sieges in dem verrätherischen Lichte der Vereinzelung Rußlands und der Zersplitterung von ganz Europa vorspiegelte. Napoleon war daher trotz dem russischen Feldzuge, in welchem er ein Unglück, wie in der That noch Niemand, erfahren hatte, seinen Planen gemäß nicht in der Stimmung, einen Frieden anzunehmen, der nur im Geringsten dem widersprach, was er beschlossen. Von dem schärfsten aller Stacheln, einem Ehrgeize, den gewöhnliche Menschen blödsinnig anstarrten und vor dem die ruhmsüchtigsten Helden erbleichten, gemartert, wollte er der Welt beweisen, daß er noch immer der unbezwingliche Kaiser, der Herr des Schwertes und das menschgewordene Verhängniß der Neuzeit sei und daß ihn nur ein vorübergehender Unfall getroffen habe. Niemand sollte zweifeln, daß er vom Aufgange bis zum Niedergange herrschen, oder denken, daß das ihm ungünstige Ereigniß, das eine halbe Million Streiter verschlungen, an seinen Planen und Beschlüssen das Mindeste ändern oder verrücken würde. So dachte das Meteor der Franzosen, die flammende Zuchtruthe der Völker. In übermüthigem Trotze seinem Glücke vertrauend, machte er trotz der Stimme des Volkes die ungeheuersten Forderungen zu neuen Kriegsrüstungen an Preußen. Vor allem sollten sämmtliche Gemeindegüter zum Besten des Staatsschatzes eingezogen werden. Auch hatte das Haus Hohenzollern aufgehört zu regieren.

Unter solchen Umständen blieb es Niemand zweifelhaft, welchen Entschluß der König von Preußen fassen würde. Als er daher am 22. Januar 1813

nach der Confirmation des Kronprinzen mit seiner Familie und den Prinzen des Hauses nach Breslau ging und auch die Garden dahin aufbrachen, so wußte jeder Preuße, wie er diesen Schritt zu deuten habe. Als sich nun der König in jener Stadt außerhalb des Bereiches der französischen Bajonnete befand, umgab er sich mit Männern, welche durch ihre hochherzigen deutschen Gesinnungen und ihren unauslöschlichen Haß gegen Napoleon, den Unterdrücker deutscher Kraft und Freiheit, rühmlichst bekannt waren. An der Spitze Vieler, an deren Namen sich das Vertrauen des Volkes knüpfte, standen Blücher, Scharnhorst, Gneisenau und Knesebeck. Die Zeit, wo große Entschließungen endlich zur That werden sollten, war angebrochen. Friedrich Wilhelm ging dem russischen Kaiser entgegen und schloß mit ihm am 28. Februar ein Schutz- und Trutzbündniß, das ganz Europa eine neue Gestalt und den Frieden wiedergeben sollte. Doch war dieses noch nicht bekannt. Die Zeit der Rache war gekommen und alle Preußen brannten vor Begierde, das so lange getragene verhaßte Joch abzuwerfen, die Schmach von 1806 zu sühnen und die alte Ehre wieder zu gewinnnen. Obgleich noch nicht gesagt war, gegen wen sie dienen sollten, so wurde doch der erste Aufruf des Königs zu den Waffen mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen. Alle Klassen machten sich wehrhaft. Die Landeskollege, die hohen und niedern Schulen, wie die Werkstätten der Künstler und Handwerker leerten sich. Die Reichen unterstützten die Armen. Selbst Mädchen drängten sich verkleidet in die Reihen, und zur Bewaffnung und Ausrüstung gab auch der Aermste willig sein Scherflein hin. Eine heilige Begeisterung, die jede

eigennützige Regung weit in den Hintergrund stellte, durchglühte das ganze Volk. Als am 18. Februar der König den Majoren von Lützow, von Sarnowski und von Petersdorf die Erlaubniß ertheilte, eine Freischaar zu errichten, die unter dem Namen der schwarzen Schaar bekannt war, rüsteten sich die Söhne der höheren Stände sogleich zu freiwilligen Jägern, und bald stand die schwarze muthige Schaar mit der schwarz-weißen Cocarde, die sie als Zeichen treuer Vaterlandsliebe trug, zum Kampfe gerüstet da. Es ist nicht mit Worten zu beschreiben, welche erhebende Wirkung jenes Zeichen auf den Geist des ganzen Volkes, das sich dadurch erst den Franzosen gegenüber wieder als Ganzes achtete, äußerte. Eine wunderbare Stimmung von Haß und Liebe durchwehte die Gemüther. Besonders die Jünglinge auf den deutschen Hochschulen ergriff ein wunderbar süßes Gefühl. Sie umfingen den Gedanken der Freiheit wie eine Heißgeliebte, der sie lange ihr mächtiges Verlangen verschweigen mußten. In diesen Tagen schrieb der unvergeßliche Körner, der später einer der muthigsten freiwilligen Kämpfer war, an seinen Vater: „Deutschland steht auf und der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Brust seufzt nach ihrem Vaterlande. — Laß mich ihren würdigen Jünger sein.“ Aus diesen wenigen Zeilen des gefeierten Dichters leuchten die damaligen Hoffnungen deutlich hervor. Die Begeisterung der Deutschen im Jahre 1813, die als eine große seltene Erscheinung in der Geschichte fortleben wird, schien wie durch einen Lichtstrahl vom Himmel in alle Herzen gefallen zu sein.

Unter diesen bis dahin geheimen Rüstungen erlaubte sich das französische Beamtengesindel, besonders die Zollknechte, fortwährend neue Bedrückungen. In Hamburg konnte kein ehrbares Frauenzimmer mehr durch das Thor gehen, ohne auf das unverschämteste ausgesucht zu werden. Den Kaufleuten nahm man längst verzollte Waaren von dem Lager weg und erlaubte sich noch eine Menge derartiger Eingriffe. Die Stimmung des Volkes ward immer drohender. Als daher eine Schaar junger Hamburger zum Kriegsdienste abgeführt werden sollte, erhob sich mit Wuthgebrülle das Volk, zerstörte die Wachthäuser und feuerte auf die Franzosen. Jedoch gelang es dem französischen General St Cyr dadurch, daß er sechs der Muthigsten erschießen ließ, den Aufstand wieder zu dämpfen. Als aber ein russisches Corps, das, unter dem General Tettenborn an der Ostseeküste hinschleichend, allen andern vorangeeilt war, plötzlich erschien, floh St Cyr davon. Als die Russen darauf in Hamburg einrückten und die französischen Beamten aus der Stadt jagten, da gaben sich die hart gedrückten, so lange ihrer Rechte beraubten Hamburger dem Rausche der Freude hin, empfingen ihre Retter mit offenen Armen, stellten ihre alte Freiheit her und bildeten sogleich eine Schaar, die gegen Napoleon kämpfen sollte. Mit einer andern fliegenden Schaar nahm der alte Franzosenfeind Dörnberg die französische Abtheilung Morand gefangen. Schnell errichteten nun der Buchhändler Pertes, Prell und von Heß eine Bürgerwache. Jetzt erst erklärte der König von Preußen öffentlich den Krieg gegen Frankreich, sowie die Verbindung mit Rußlands Kaiser. Auch erschien eine Urkunde über die Stiftung des eisernen

Kreuzes, das als eine für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes nur Würdigen gereicht werden sollte. Nie wurden Bekanntmachungen der Regierung von dem Volke mit größerm Jubel aufgenommen. Die Worte, die der König in folgender Bekanntmachung an seine Getreuen richtete, leben noch heute im Gedächtnisse der wackern Preußen fort.

„An mein Volk! — So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der mir die Hälfte meiner Unterthanen entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes wurde ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau war gelähmt, sowie der sonst so hochgebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels war gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land verarmte mehr und mehr. — Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich, meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch als seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer!

Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt. Ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Churfürsten, den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenket des großen Beispieles unserer mächtigen Verbündeten, der Russen. Gedenket der Spanier und Portugiesen. Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euern angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost

entgegengehen um der Ehre Willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Das Volk, zu dem der König so sprach, war auch solcher Rede werth. Es gab keinen Sohn des Vaterlandes, der nicht jedes Wort derselben tief fühlte, der anders gedacht hätte als der geliebte König. Von allen Seiten eilten nun Jünglinge und Männer herbei, um für die Freiheit, die köstlichste Gabe des Himmels, im Kampfe Alles zu wagen. Studenten, Gelehrte, Offiziere, die schon mit Auszeichnung im Heere gedient hatten, Künstler, angesehene Staatsbeamte und vermögende Gutsbesitzer ließen sich haufenweise in Lützows schwarze Jägerschaar einreihen. Die Bemittelten brachten Waffen, Kleider und Pferde mit, die Unbemittelten wurden von der vaterländisch gesinnten Bürgerschaft ausgerüstet. Die edelsten Söhne Preußens, die in der kühnen Brust den mächtigen Drang nach Thaten fühlten, wie der begeisterte Körner, der Alles umfassende Friesen, der später in Frankreich durch Meuchelmord fiel, standen thatendurstig in der schwarzen Schaar, ungeduldig auf das Zeichen harrend, das sie in den heiligen Kampf für's Vaterland rufen würde. Körner, der auf das unglückliche Deutschland, dessen alter Ruhm so schmählich verschüttet worden war, schon lange mit wehmüthig düstern Augen geblickt, dem die Seufzer seines gefesselten Volkes tiefe Wunden geschlagen hatten, legte, da es Ernst ward, die Leier bei Seite und griff nach dem Schwerte. Obschon er durch sein ausgezeichnetes

Talent und liebenswürdiges Benehmen sich der Freundschaft der preußischen Minister und des Gesandten Wilhelm von Humbold und Friedrich Schlegels erfreute, so war dieses doch nicht der Kreis, in welchem sich ein so seltener Mensch, wie Körner es war, mit Liebe und Begeisterung bewegen konnte. Sein Herz war groß und suchte Großes. „Ich kann nicht," sagte er, „in feiger Begeisterung den siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern; ich will dem brausenden Wogensturme die muthige Brust entgegendrücken. Ich will hinaus in das blutige Treiben und die Bande lösen helfen, unter denen wir schmachten. Ich verlasse ein Leben voll Blüthen der Liebe und Freundschaft; — aber ein höherer Preis wartet meiner." Mit solchen Gefühlen trat er unter Lützows Freischaar, kam noch einmal in der schwarzen Tracht seines verwegenen Corps, den weißen Todtenkopf auf dem Tschako, um Vater und Mutter an sein muthiges Herz zu drücken, nach Dresden und schied dann, um sie in diesem Leben nicht wieder zu sehen. Begeisterter als sonst sang er nun wieder liebe und gewaltige Lieder, die auch die Nachwelt begeistern werden. Im ernsten Geschäfte des Krieges, an der Seite hochherziger Freunde und mitten im sturm- und thatenvollen Leben blühte jetzt erst die Immortelle der wahren Poesie in seiner Brust auf. Alles, was seiner Leier entströmte, athmete nebst einem zarten tiefen Gefühle Kraft, Muth, glühenden Sinn für Freiheit, brennenden Haß gegen Tyrannei, Verachtung gegen feige Sklavenfesseln und Verherrlichung aller höhern Gefühle und Empfindungen.

Unter diesen Freunden und Bekannten, die sich in gewähltem Kreise um Körner drängten, stand Ludolf,

der gleich Andern in die lützowische Jägerschaar eingetreten war, dem von Allen geliebten Dichter sehr nahe. Auch Albrecht, der sich in den Tagen der Gefahr und des Ruhmes von dem geliebten Freunde nicht trennenwollte, stand gewaffnet in der schwarzen Schaar. Mit freudigem Stolze sahen die Preußen, die aus Alter oder Gebrechen den Zug gegen Deutschlands Bedrücker nicht mitmachen konnten, auf diese herrliche Schaar, wo auch jeder Einzelne, er mochte Gemeiner oder Führer sein, wie ein Held blickte. Als daher gegen Ende des Märzes 1813 Lützows Schaar zum Ausmarsche gerüstet dastand und in der Kirche zu Rochod unweit Zobten feierlich eingesegnet wurde, drängte sich eine ungeheure Volksmenge nach der Kirche hin, um die Heldenschaar zu sehen. Es war ein feierlicher Augenblick, als der Priester an den Stufen des Altares stehend den auf die Knie gesunkenen schwarzen Jägern den Segen ertheilte.

„Ist das nicht Körner?“ fragte leise eine weibliche Stimme eine schwarz gekleidete junge Dame mit bleichem aber sehr edlem Gesichte. Dabei wies die Fragende auf den im Kreise seiner Brüder knienden Theodor Körner hinab. Die Gefragte im schwarzen Gewande antwortete nicht und schaute in mächtiger Bewegung von der erhöhten Kirchenbühne auf einen in der Freischaar nieder. Es war Ludolf, und die bleiche Dame keine andere, als die unglückliche Helene. Da der Krankheitszustand ihres Mannes sich etwas gebessert hatte, so war sie zu Verwandten dorthin gereist, um ihre durch Nachtwachen und Seelenleiden sehr geschwächte Gesundheit wieder zu heben. Mit den Verwandten, welche die Kirchenfeier sehen wollten, ging

auch sie dahin und erkannte da plötzlich, ohne von Ludolfs gefaßtem Entschluße und Anwesenheit eine Ahnung zu haben, den ehemaligen Verlobten, den ihr so theuern einzigen Freund. Sie sah ihn in dem ernsten Gewande jener Krieger, die den Tod nicht zu scheuen und das Kühnste zu wagen gelobt. Sie sah den tief gewurzelten Seelenschmerz, der aus jedem seiner Züge leuchtete, und aus seinem edlen schwärmerischen Blicke, den er nach oben richtete, las sie unbemerkt den trüben Wunsch als Ende aller irdischen Qual im guten Streite für das Vaterland den Tod zu finden. Sie erbebte, und bald glühend heiß, bald eisig kalt durchströmte der Schmerz ihre von Seelenleiden so tief erschütterte Brust, der ein leiser Seufzer wie ein banger Nachhall verlorenen Glückes entfuhr. Ludolf wandte das Haupt; sein Blick traf ihr thränenumflortes Auge. Beide erbleichten zu dem Weiße des Schnees. Ludolf deutete nach oben, als wollte er sagen „Dort gehören wir uns wieder an.“ Helene verstand ihn. Wehmüthig nickte sie mit dem Haupte; dann wurde es vor ihren Augen finster. Sie wankte nach einem Stuhle im Hintergrunde der Bühne, wo sie den um sie besorgten Verwandten still weinend in die Arme sank. Auch Ludolf sah jetzt alle Gegenstände düster. Die Kirche, die Säulen und Menschen drehten sich um ihn in schwindelndem Kreise, und Körner und seinem Freunde Albrecht, die neben ihm knieten, leise zuflüsternd: „Bringet mich hinaus, Freunde — schnell — mir wird übel,“ erhob er sich und schritt von ihnen unterstützt ins Freie hinaus. Beide hatten seine und Helenens Bewegung gesehen und mühten sich nun vereint ihn durch ihren Zuspruch wieder aufzurichten.

„Deutschland ruft!“ sprach Körner warm des Freundes Hand drückend. „Bekämpfe deßhalb deinen Schmerz, mein Ludolf. Wurde dir auch eine Braut entrissen, so wurdest du ja eben durch den Segen einer andern, dem guten Schwerte, angetraut. Fasse es fest und lösche deinen Schmerz im Blute der Feinde aus.“ Diese Sprache des jungen Dichters, der wohl wußte, daß er durch eine solche Ermahnung am ehesten auf des armen Freundes Gemüth wirken könne, drang auch wirklich durch. Begeistert drückte dieser den Säbel an das wunde Herz. Doch als in diesem Augenblicke ein Wagen vor der Kirchthüre hielt und die trauernde Helene von ihren Verwandten geführt langsam mit einem unbeschreiblich schmerzlichen Ausdrucke in Blick und Miene zu dem Wagen heranwankte, da begann auch er wieder zu zittern. Bei Helenen, die ihn nun wiederholt so nahe gewahrte, war es um die Fassung geschehen. Die so lange verhaltenen Thränen ließen sich nicht länger unterdrücken. Bitterlich weinend reichte sie ihm die Hand. Sie mußte mit ihm reden; denn es war ihr, als sei es ohne dieß der Abschied für diese Welt. Als sie jetzt ihm wieder ins Auge sah, kehrte ihr plötzlich die Faßung und die Kraft zur Rede wieder. Sie pries seinen hochherzigen Entschluß für Deutschlands Erlösung zu Felde zu ziehen und sprach unverholen aus, daß sie ihn beneide, da es ihm gegönnt sei, einer so großen heiligen Sache den Arm zu leihen. Auch Ludolf war nun, als er den lieben Ton ihrer Stimme hörte, den er so lange nicht vernommen, auffallend gefaßt. Mit edler Ruhe konnte auch er jetzt mit ihr reden, ihr manches Wort des Trostes und ein Lebewohl ohne Thränen sagen. Helenens Ver-

wandte, die wohl wußten, welches ungeheure Opfer die Arme dem Wuchergeiste ihres harten Vaters gebracht, umstanden tief ergriffen das edle Paar. Doch Knauser, der jetzt auch aus der Kirche trat und auf den ersten Blick sah, was hier vorgefallen, blieb ungerührt. Mit einem zur Gewohnheit gewordenen „Hab die Ehre mich zu verwundern“ wandte er sich recht heiter scheinen wollend an Ludolf, der eben um den für Helenen und ihn so schmerzlichen Auftritt zu beenden, das Opfer niedriger Habsucht mit edlem Anstande in die Kutsche hob. Jenem Menschen in einem ihm so heiligen Augenblicke zu begegnen war für Ludolf mehr als zu viel. Als bemerkte er seine Gegenwart gar nicht, wechselte er mit der ihm früher Verlobten noch einige dem blutenden Herzen entströmende Worte. Er bat sie ja seiner im Gebete zu gedenken, wie auch er nicht unterlassen würde, stündlich für ihre Ruhe und ihr Glück den Himmel anzuflehen. Helene nickte Gewährung zu. Noch einmal begegneten sich ihre wehmüthigen Blicke, aus denen ein Jedes las, was das Andere gelitten und in diesem Augenblicke empfinde; dann rollte der Wagen dahin und Ludolf schaute ihm in seligem Lächeln nach. So lange er ihn sah, glühte sein Gesicht so heiter wie ein Frühlingsmorgen. Doch als er um eine Ecke biegend seinem Auge plötzlich entschwand, fiel ein dunkler Schatten darauf nieder, wie wenn aufsteigende Gewitterwolken den eben noch heitern Himmel, ehe man es wähnt, überziehen. Helenens Vater, der unferne der Kirche in einem Handlungshause ein Geschäft abzumachen hatte, war nicht mit der Tochter und den Verwandten fortgefahren. Wiederholt sich an Ludolf wendend, der uoch immer nach der Richtung

hinblickte, wo der Wagen mit Helenen verschwunden, sagte er, „Ei potz tausend! wie schmuck sitzt Ihnen der Rock, Herr von Eichenhain! Ich habe die Ehre zu versichern, daß Sie aussehen wie ein wahrer Kriegsgott. Nun, da werden die Franzosen Respekt bekommen, wenn ein so edler deutscher Reiter zum Angriffe den Säbel schwingt.“ Dabei glimmte ein unheimliches Feuer aus seinen Augen, um die scharf geschnittenen Augenwinkel zuckten arge Tücke, um den aufgeworfenen Mund ein tiefer Hohn. Stechend haftete sein Blick auf dem Manne, dem er so viel Kummer bereitet. Doch als nun auch dieser das Antlitz ihm zuwandte und sein Blick ihn scharf traf, da war auch der sonst an Verstellung so reiche Geschäftsmann verlegen. Sein Auge konnte das edle Licht, das aus Ludolfs Blicken strömte, nicht ertragen und mußte, so frech es sonst schaute, hier vor dem Glanze einer höhern erhabenern Seele sich senken. Albrecht, der aus gutem Grunde jetzt einen recht unangenehmen Auftritt fürchtete, stieß den befreundeten Körner leise an, indem er ihm durch ein Zeichen zu verstehn gab, daß es gut wäre, wenn man Ludolf auf eine schickliche Weise wegbringen könnte. Da sagte Knauser, der nun einmal in jeder Lage des Lebens schwatzen mußte „Und der Todtenkopf, wie der grimmig von ihrem Tschako niedersieht! Ei, daß die Freischaar ein so häßliches Abzeichen gewählt! Man fürchtet sich ja bei dem Anblicke eines so grinsenden Schädels.“

„Nur schlechte verworfene Seelen“ fuhr jetzt Ludolf heraus, „nur die erschreckt der Anblick des Todes, und mit Recht. Der Wackere aber sieht den Tod als den Befreier von irdischen Qualen an und lächelt bei dem

Sinnbilde der Verwesung einem nimmer endenden seligen Jenseits entgegen. Davon weiß aber der, der stets nur im Schmutze gewühlt, nichts und erschrickt, wenn seiner wohlgenährten Leibesmasse der Tod droht, weil er auch zugleich den Tod seiner gemeinen Seele fürchtet." Das war so deutsch hingegeben, daß auch Knauser sogleich begriff, wer damit gemeint sei. Eine dunkle Glut stieg in seinem Gesichte auf; doch wagte er keine Entgegnung, so daß Körner und Albrecht sich eines Lächelns nicht erwehren konnten. Fast hätten sie jedoch laut aufgelacht, als Knauser, wie es gewöhnlich in höchster Verlegenheit geschieht, wenn jeden Augenblick die Unterredung stockt, Ludolf fragte, wie er sich befinde, und wie er seit der Zeit, als sie sich das letzte mal gesehen, gelebt habe.

„Wie man eben in solchen Zeiten leben kann, wo ein Kampf auf Tod und Leben, Vernichtung des Nächsten oder eigner Untergang zur Nothwendigkeit geworden ist," entgegnete Ludolf trocken. Dann sagte er, Knauser scharf ins Auge fassend: „Wie lebten denn Sie und Ihre Frau Tochter? Helene sieht ja so bleich aus, daß man glaubt, sie habe eine schwere Krankheit ausgestanden."

„Ei nicht doch! Helene ist gesünder als wir beide. O die sollten Sie einmal zu Hause sehen! Da vergeht keine Stunde, wo sie nicht singt und tanzt und heiter ist."

„Wirklich?" lächelte Eichenhain, der nur zu deutlich sah, wie Knauser zu lügen sich mühte. Dann aber einen strengen Blick auf ihn werfend, sagte er: „Da hörte ich aus ganz verlässigen Quellen ja gerade das Gegentheil, und nach Helenens Aussehen zu schließen

möchte man glauben, daß sie wenig singe und tanze, wohl aber viel und oft traure und weine.“ Knauser wollte eben wieder eine Lüge sagen; doch Eichenhain fiel ihm jetzt mit strengem Ernste finster ins Wort: „Mein Herr, der heutige Tag, an welchem mich Priestersegen zum Fechter für Deutschlands Erlösung weihte, ist mir zu heilig, als daß ich ihn durch eitles unnützes Gewäsche entwürdigen möchte. Deßhalb brechen wir ab. Sie wissen so gut wie ich, daß Helene nicht fröhlich, sondern in hohem Grade unglücklich ist. Daß sie es einzig durch Sie ist, werden Sie wohl auch nicht vergessen haben; doch sollte es der Fall sein, so hören Sie es noch ein mal von mir; denn ich glaube nicht, daß wir uns je wiedersehen. Sie, Herr — vor diesen Wackern seis gesagt, die meinen bebenden Schmerz gesehen,“ bei diesen Worten deutete er auf Körner und Albrecht, „Sie allein tragen die Schuld von dem grenzenlosen Unglücke ihrer engelguten Helene. Selbst der Rabe, Herr, setzt sich bei schwerem Hagelwetter mit ausgebreiteten Schwingen über das Nest, worin er seine Jungen birgt, und läßt sich eher selbst von den Schlossen erschlagen, als daß er die Seinen dem Wetter Preis gibt. Wie viel hat dieses Thier vor Ihnen voraus! Wie hoch steht ein solches Thier über dem Menschen, der als Vater auf sein einziges Kind aus niedriger Habsucht das Unglückswetter niederleitet, durch das es langsam zu Grunde gehen muß! — Keine Entschuldigung, Herr! ich nehme keine an,“ rief Ludolf, als der dicke Kaufmann in tödlicher Verlegenheit den Mund weit öffnete. „Sie haben alles das, dessen ich Sie beschuldigte, mit kalter Ueberlegung gethan. Der Anblick jenes Thränenkruges aber, in welchen eine höhere

Macht Helenens Schmerzenszähren sammelt, wird Sie dem ewigen Richter gegenüber zermalmen. Dort wird man für jede dieser Thränen von Ihnen Rechenschaft fordern, und dem Unmenschen, der gemächlich seinen Leib pflegte, während das Herz seines unglücklichen Kindes blutete und die Schwindsucht seine edlen Formen fraß, diesem herz- und thränenlosen Ungeheuer möge Gott vergeben."

Diese Worte sprach Ludolf mit furchtbarem Ernste, so daß auch die beiden Freunde tief ergriffen wurden. Ohne den runden Mann, der zerschmettert dastand, ferner eines Blickes zu würdigen, ging er davon, und Albrecht und Körner die tiefe Verachtung, welche sie gegen den Kaufmann fühlten, ihm nur durch rasche ernste Blicke kund gebend, folgten dem Freunde.

So war nun, wie Ludolf es meinte, der letzte herbe Kampf der Herzen gekämpft, und der, den Deutschlands Erlösung noch bedingte, der Kampf des Schwertes, schien ihm leichter. Kämpfe folgten nun auch vollauf. War auch das große französische Heer in den Eisgefilden Rußlands gänzlich vernichtet worden, so hatte doch Napoleon mit seiner gewohnten Schnelligkeit ein neues von 300,000 Franzosen zusammengerafft. Noch einmal schreckte er damit den Rheinbund, der wieder Tausende von Deutschen gegen Deutsche ins Feld führte. Doch sie gingen nicht mehr gerne, und selbst die Vaterlandsverräther wurden lau, weil sie an dem Glücke des Korsen verzweifelten. Blücher, den jeder Krieger wegen seines tapfern Muthes in den frühern Kämpfen und wegen seiner väterlichen Gesinnung gegen den gemeinen Mann liebte, hatte den Oberbefehl über die Preußen erhalten und zeigte überall, wo er an-

gegriffen wurde, mit kühnem Muthe die eiserne Heldenstirne. Besonders bei Bautzen wehrte sich der alte Krieger gegen die langen Heeressäulen, die Napoleon heranwälzte, nach drei Seiten hin wie ein Leue, indem zu gleicher Zeit auch Kleist mit seinen Preußen die wiederholten Stöße ruhmvoll aushielt. Die Verbündeten verloren damals nicht ein Stück Geschütz, nicht einen Gefangenen, zogen sich aber unter fortwährenden Gefechten vor der Uebermacht zurück. Die Franzosen erlitten hingegen große Verluste. 18000 Verwundete wurden damals nach Dresden gebracht. Auch zerschmetterte eine Stückkugel dicht an Napoleons Seite seinen Liebling, den Marschall Duroc, und den General Kirchner, einen Elsäßer. So wüthend die Franzosen auch vordrangen, so wichen die Verbündeten doch nur in der schönsten Ordnung unter stetem Kampfe, so daß die Heranrückenden jeden Schritt vorwärts mit Leichen und Strömen Blutes erkaufen mußten. Damals rief Blücher: „Ein Hundsfott, wer da sagt, wir fliehen.“ Ja selbst der Franzose Fain gesteht in seiner gewiß für die Deutschen nicht parteiischen Handschrift „Die beßten Marschälle gleichsam durch verlorne Kugeln getödtet. Große Siege ohne Siegeszeichen. Alle Dörfer vor uns im Brande, deren Flammen uns den Weg streitig machen. Welch ein Krieg! Wir werden alle in ihm untergehn!“ Diesen entehrenden Seufzer hört man von Vielen; denn Frankreichs eherne Kriegesseelen sind gerostet. Napoleon rief nach der Schlacht bei Bautzen „Wie! nach einem solchen Blutbade keinen Erfolg, keinen Gefangenen? Sie lassen mir keinen Nagel zurück.“ Er war, wozu auch der Tod seines Lieblinges viel beitrug, so ergriffen, daß er zum ersten-

male in seinem Leben keinen Befehl ertheilen konnte, sondern Alles auf den andern Tag verschob. War auch Napoleons Heer dem der Verbündeten doppelt überlegen, so stieg doch die Hoffnung, frei zu werden, bei dem Volke immer höher. Als daher der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, die das Heer persönlich begleiteten, nach Dresden und Leipzig kamen, wurden sie von dem begeisterten Volke mit nimmer enden wollendem Jubel empfangen. Auch General Wittgenstein, der, als der alte Kutusow zu Bautzen gestorben, zum Oberbefehlshaber des vereinigten russisch-preußischen Heeres ernannt war, wurde mit begeistertem Jubel begrüßt.

Unter solchen Umständen, wo die glühende Vaterlandsliebe auch den Schwachen zum Helden machte, wünschte Napoleon, ehe sich die Oesterreicher entschieden, ob und welche Partei sie nehmen würden, einen Waffenstillstand. In seinem Rücken schwärmten überdieß gar kühne Parteigänger, wie Tettenborn, die Schaar der Hansestädte, Tschernitscheff, der bei Halberstadt den westphälischen General Ochs mit seinem ganzen Corps und vierzehn Kanonen aufhob, der herkulische Rittmeister Kolumb, der bei Zwickau eine Sendung mit vierundzwanzig Kanonen nahm, und die schwarze Schaar der Preußen unter Lützow, die wie die Guerillas in Spanien den Franzosen durch den kleinen Krieg verderblich wurde. Dieselbe zog allenthalben Erkundigungen ein, erbeutete Kriegsvorräthe, fing Eilboten mit wichtigen Briefschaften auf und störte überall die feindlichen Verbindungslinien. Auch die Verbündeten hatten gleiche Ursache, den Waffenstillstand zu wünschen, da auch sie noch nicht völlig gerüstet waren und ihnen die Ent-

scheidung Oesterreichs gleichfalls von der höchsten Wichtigkeit war. Als man daher am 4. Juni 1813 in dem Dorfe Pleißwitz jenen berühmten Waffenstillstand abschloß, wurde auch Europas Schicksal entschieden Denn wer nun die stärksten Rüstungen machen konnte, wem Oesterreich beitrat, dessen Partei mußte, wenn anders Uebermacht entschied, den Sieg davon tragen. Mit Frankreich im Bunde, hätte Oesterreich allerdings die größten Vortheile erlangen können; doch wer konnte dem Stolzen, dem Unersättlichen trauen, der trotz seiner Vermählung mit Marie Luisen Oesterreich als einen Lehentrager Frankreichs ansah. Solche Gesinnungen, wie sie Napoleon besonders bei der Zusammenkunft in Dresden an den Tag legte, waren eine schlechte Bürgschaft für das alte Kaiserhaus. Auch wurde die Stimmung des Volkes, das bei diesen Vorgängen nicht theilnahmslos geblieben, wohl beachtet. Auch das österreichische Volk hatte gar manche Schmach zu sühnen, gar manche Rache zu kühlen. Ein in Oesterreich damals sehr verbreitetes Lied lautete:

„Wach auf, Franziskus, deine Völker rufen!
Wach auf, erkenne des Vergelters Hand.
Noch dröhnet unter fremder Rosse Hufen
der deutsche Boden, unser Vaterland.
Zum Kampf! so lang auf unsre deutschen Lande
noch einen Finger drückt Napoleon.
Franziskus auf! Dich binden keine Bande.
Das Vaterland hat keinen Schwiegersohn."

Wie in Preußen, so fehlte es auch hier an hochherzigen Opfern nicht. Auch Ungarn bot, um Napoleon aus dem Lande zu schlagen, seine ganze Bewaffnung auf.

Stand Napoleon auch gleich wieder mit furchtbarer Macht auf deutschem Boden, so war doch sein Stern im Sinken. Denn als furchtbare Wetter zogen die verbündeten Völker nun an dem Himmel seiner Siege herauf, und Oesterreich unterzeichnete zu Reichenbach in Schlesien einen Vertrag mit Rußland und Preußen, worin es sich verpflichtete, Frankreich den Krieg zu erklären, falls der Kaiser nicht bis zum 20. Juli die ihm vorgelegten Friedensbedingungen angenommen hätte. Napoleon, der von dem, was vorgegangen, eine leise Ahnung hatte, sagte dem Grafen Metternich, als er in Dresden mit ihm unterhandelte: „Seit Ihr vermitteln wollt, Metternich, seid Ihr nicht mehr auf meiner Seite.“ Er hoffte jedoch, Oesterreich theils durch die Verdoppelung seiner Versprechungen zu gewinnen, theils durch die Furcht vor der künftigen Uebermacht Rußlands zu schrecken. Als er aber sah, wie ihm Metternich durch die feinsten diplomatischen Wendungen immer und immer zu entgehen suchte, so fragte er ihn plötzlich, wie viel ihm England denn gegeben habe, daß er nun solch eine Rolle gegen ihn spiele. Hier verbarg Napoleon die Verzweiflung des tödtlichsten Hasses hinter der Maske geringschätzender Verachtung. Denn der Gewaltige besaß neben der Eigenschaft des Leuen auch völlig die der Katze. In den Tagen der Entscheidung einen Gegner wie Metternich, auf dessen Wort es jetzt ankam, so furchtbar zu beschimpfen, war eine tollkühne Verwegenheit, die Napoleon im Augenblicke fühlte; denn um zu sehen, ob ihn Metternich aufhebe, ließ er seinen Hut fallen. Der aber that es nicht und entfernte sich mit kalter Verbeugung. Nun war der Krieg entschieden. Zu Anfange des Augusts

hob man den Waffenstillstand auf, und indem Oesterreich dem Bunde Rußlands und Preußens beitrat, erhielt es vor beiden gewissermaßen einen höhern Rang. Dem österreichischen Feldherrn Fürsten von Schwarzenberg waren alle Heere der Verbündeten untergeben, und das Gewitter des Krieges brach nun auf allen Punkten los. Lützows Freicorps, das mitten im Waffenstillstande an der Elbe mit großer Uebermacht überfallen und weit über die Hälfte aufgerieben war, erhob sich wieder zu 4000 Reitern, die auch schweres Geschütz mit sich führten, und die meist aus Neueingetretenen wieder gebildete schwarze Schaar zeigte in den Gefechten, die jetzt täglich geliefert wurden, daß sie der gleiche Heldenmuth wie die Gefallenen beseelte. Frei schmetterten nun die Trompeten durch die Welt; und was man so lange heimlich getragen, Angst, Schmerz und bittere Sorgen, stellte man jetzt voll Vertrauen dem guten Schwerte anheim. Trommelwirbel, Büchsenschall und Geschützdonner verkündeten von Berg zu Berg laut, daß der so vielfach getretene deutsche Leue in edlem Grimme die Mähne schüttle, daß er den verwundenden Dorn aus den Füßen gezogen und sich zu dem letzten furchtbaren Kampfe auf Tod und Leben gerüstet habe. Neue Tage sollten nun bald wieder aufgehen; denn die allgemeine Noth hatte in dem langen gedrückten Schweigen tief Athem geholt. Der verhöhnte Leue, der sich lautlos racheschnaubend in die innerste Höhle zurückgezogen, brüllte lauter als je durch das sich erhebende Land, um die, welche am längsten geschlafen und sich jetzt auch zu regen begannen, rasch zu erwecken. Auch der deutsche Adler, der lange stumm in der Luft geschwebt, zog sich den Schmerzenspfeil,

der ihn so tief verwundend getroffen, aus der Brust. Muthig regte auch er die langen Schwingen wieder, und das mächtige Rauschen seiner Flügel wie seine weit ausgespreizten Krallen erhoben den Muth der deutschen Streiter und schreckten die Fremdlinge, die lange ungestraft auf dem deutschen Boden die Saaten zertreten, Dörfer und Städte eingeäschert und gleich Tigern und Panthern Ströme Blutes getrunken hatten.

VIII.

Dein Krieg ist Aller Krieg, o Franz!
dein Sieg ist Aller Sieg.
Dir jauchzt der Mund des festen Lands,
der lang gefesselt schwieg.
Es braust das Meer dir, Vater Franz,
zu deinem Siegeslauf.
Auf blauer Woge Siegestanz
blüht Oestreichs Segel auf.
Nun Gott mit uns und dir, o Franz!
und mit der Freunde Heer.
Um jedes Schwert ein Siegeskranz,
ein Kranz um jeden Speer.
Durch Gott und dich ward wahr, o Franz,
was Oestreich will, das kann's.
Dieß ist das Lied des Landwehrmanns.
Ein deutscher Sinn ersann's.

Klemens Brentano.

Wie bei der Niederlage des Varus im Teutoburger Walde, so wurde auch zu dieser Zeit ganz Nord-

deutschland von heftigen Regengüßen und wüthenden Stürmen heimgesucht, und wie in Rußland, so schienen sich auch hier die Elemente gegen Napoleon zu erheben. Seine tapfern Schaaren, die dort in Eis und Schnee erstarrten, blieben hier in dem vom Regen aufgelösten Boden stecken und ertranken in den angeschwollenen ihre Rinnsale überströmenden Flüßen. Mitten in diesen blutigen Tagen blieb doch dem Könige von Preußen, obgleich seine Stimmung seit dem Tode Luisens ernster und trüber geworden und niemals wieder die frühere glänzende Frische erhalten hatte, der kindliche Grundton seiner Seele vom Schmerze veredelt getreu. Ueberall wo er nicht König sein mußte und rein Mensch sein konnte, klang dieser unverkennbar durch. War er gleich im Besitze der auserlesensten Kunstschätze, so hing er doch mit tiefgewurzelter Neigung an dem heiligen Urbilde der Natur, in das er sich gerne in langem sinnigem Anschauen verlor. Nicht allein die Prachtstücke der köstlichen Gewächse, wie sie seine Hofgärten und sein großartiges Palmenhaus erzeugten, sondern auch eine einfache Feldblume, eine dichtbelaubte Eiche oder schöne Buche betrachtete er mit demselben innigen Wohlgefallen. Wenn er dann über das stille Zusammenwirken der Natur, über die herrliche Farbenpracht und über die erhabene Einheit in den Werken der Schöpfung sprach, ja hörte man, wie tief er das Alles empfand. Wurde ihm bei der Tafel eine reiche schöne Frucht gereicht, so betrachtete er sie zuweilen lange mit sichtbarer Freude und legte sie oft, als sei es Schade ihre Schönheit zu zerstören, ohne etwas davon zu genießen vorsichtig bei Seite. Zuweilen gab er solch eine Frucht auch einer seiner neben ihm sitzenden Töchter mit

der Bemerkung „Sehr schön! aufheben!“ Dabei leuchtete immer Ruhe, Milde und Innigkeit, worin sich seine reine Kindlichkeit klar abspiegelte, aus seinem Blicke. Bevor noch diese mächtigen Stürme über seinen Thron hinfuhren, als noch die das reinste Glück um sich her verbreitende Luise ihm zur Seite wandelte, soll er namentlich auf der Pfaueninsel an der Lebensweise der dort befindlichen verschiedenartigen Thiere eine innige Freude gehabt haben. Besonders zog es ihn an, wenn ein muthiger Leue brüllend die Mähne schüttelte und mit dem kräftigen Schweife die Lenden peitschte und dann, sobald sich in der Nähe eine sanfte Musik hören ließ, plötzlich stille wurde wie ein Lamm. An diese Erscheinung knüpfte er gedankenreiche psychologische Bemerkungen über die stille anziehende Gewalt der Harmonie. Die Uebergänge seiner Ideen zu Vergleichungen sollen dabei wirklich sinnreich und überraschend gewesen sein. Alexander von Humboldt war es, der ihn hier am beßten verstand. Dieser reiche Kenner, der die Natur in ihren Höhen und Tiefen, in ihren Gesetzen und Kräften, in ihren Sprachen und Farben erfaßt hatte, war, obgleich Riese im Wissen, ein Kind im Gemüthe, und das, was dieser tägliche Tischgenosse Friedrich Wilhelms an dem königlichen Herren begriff, das liebte der Landmann an ihm, dem es wohl that, daß seinem Könige auch seine Felder, seine Obstgärten und Heerden Vergnügen machten, daß auch er an dem Treiben des gemeinen Mannes mit Liebe Theil nahm. Diese Liebe der Landleute that sich in jenen Tagen, in welchen der allgemeine Kampf für Deutschlands Erlösung von allen Seiten losbrach, am deutlichsten kund. Fast täglich kamen junge stämmige Burschen, besonders

von dem Riesengebirge, beim Heere an; und wenn man sie fragte, wer sie ausgehoben hätte, so war die Antwort „Niemand, Niemand!“ Wollte man wissen, wer sie führte, so sagten sie: „Wir selbst“ und setzten bei „Unsere Väter schicken uns, daß wir in dem Kampfe gegen Napoleon unserm lieben königlichen Herren helfen.“ Damals wandelte auch ein alter Vogelhändler aus der preußischen Harzgegend herbei und bat den König als ein geringes Zeichen seiner Dankbarkeit für Wohlthaten, die er seinen Söhnen in ihren Kriegslaufbahnen erwiesen, einen Jahre lang unterrichteten Vogel, der die Weise des preußischen Volksliedes „Heil dir im Siegesglanz“ rein klar und vollständig singe, von ihm zu nehmen. Der König lächelte gutmüthig; und als das nette Thierchen nach einigen Liebkosungen und Kopfbewegungen seines vertrauten Lehrmeisters das wohl eingeübte Lied rein und klar durchpfiff, war der König sehr erfreut und fragte, was der Vogel kosten sollte. „Geld will und mag ich dafür nicht haben,“ entgegnete der heitere gemüthliche Mann. „Wenn aber mein guter König das Thierchen annehmen will, so macht mich der Gedanke, daß es in seinen hohen prachtvollen Zimmern pfeift und singt, zum glücklichsten Manne in unserm Harzgebirge und zum ersten Vogelfänger der ganzen Welt.“ Diese Worte sprach der alte Mann, der in seinem leinenen Kittel so klar und offen vor seinem Könige stand, mit so tiefer inniger Gutmüthigkeit, daß Friedrich Wilhelm ein großes Wohlgefallen an ihm hatte. Er rief einen Kämmerling herbei und ertheilte ihm den Befehl dem Vogelmanne in einem Nebenflügel des Schlosses Stube und Kammer einzuräumen und ihn anständig zu bewirthen. Da war es nun die Aufgabe des Kämmerlinges zu erforschen,

was sich wohl der gute Alte vom Harze wünschen und womit ihm am meisten gedient sein möchte. Mehrere Tage that sich der Alte an dem Hoflager gemütlich, und der König, der sich bei ihm über die Verhältnisse seiner Heimat erkundigte, ergötzte sich wiederholt an dem freimüthigen verständigen Urtheile des wackern überglücklichen Mannes. Darauf reiste der Vogelmann mit der von dem Kämmerlinge bestellten Post nach Hause. Doch wie groß war seine Freude, als ihm die Seinen einen Beutel, worin sich fünf hundert Thaler befanden, mit der Bemerkung übergaben, ein reitender Bote des Königes habe sie am vorigen Tage gebracht. Diese fünf hundert Thaler waren nämlich, wie es der Alte ohne dabei an etwas zu denken dem Kämmerlinge vertraut, auf seinem Gütchen noch als Schuld eingetragen. Als ihm nun die Gnade des Königes diese Summe zuwandte, war sein letzter Wunsch, den er noch auf Erden hatte, erfüllt. Solche Begebenheiten ereigneten sich oft.

Diese kindliche Gemütlichkeit nahm bei dem Könige immer zu. So sahen und kannten ihn am besten seine Kammerdiener, die am meisten um ihn waren, und die alle in der frohesten kindlichsten Anhänglichkeit für ihn das Leben gelassen hätten. So kannten ihn aber auch seine Soldaten, und besonders die hochbegeisterten jungen Streiter der lötzowischen Schaar, die jetzt der General von Wallmoden führte. Sie thaten Wunder der Tapferkeit. Denn mitten in dem Toben der Elemente, die alle Schleusen losgelassen, wurden möderische Schlachten geliefert, wobei das Bajonett und die Kolbe, weil der Regen häufig die Gewehre naß machte und am Schießen hinderte, das Meiste thun mußten. Ein rühm-

liches Gefecht bestand Wallmoden am 21. August bei Vellan gegen Davoust, in welchem besonders Körner und Ludolf Rache athmend gegen die Franzosen kämpften. Die Unthätigkeit, in welcher das Corps der Büchsenjäger nach der Schlacht bei Lützen bleiben mußte, bewog den thatendurstigen Körner zur Reiterei überzugehn, bei welcher ihn Lützow zu seinem Adjutanten ernannte. Ein Gleiches hatten auch Ludolf und sein Freund Albrecht gethan. Der wackere Eichenhain war nach dem Gefechte bei Kitzen, in welchem Körner schwer verwundet und beinahe gefangen wurde, gleichfalls zum Offiziere befördert worden. Von diesem Augenblicke an war er immer bei Körner, und auch Albrecht, der unter der schwarzen Schaar einer der Stattlichsten war, fehlte nicht, wo die Beiden beisammen saßen. Diese Drei hatten nun kein Geheimniß vor einander, und Jeder vertraute dem Freunde, was er erlebt, kurz was in seinem Gemüthe vorging, so daß sie sich gegenseitig fast unentbehrlich wurden. So waren sie am 25. August 1813 spät in der Nacht wieder einmal beisammen. Körner, der, ehe die Freunde sich zu ihm gesellt, eben das überall bekannte Schwertlied gedichtet hatte, war sehr bewegt. Die Freunde hatten ihn noch nie so gesehen; und da sie glaubten, daß sein Geist durch die Dichtung seines Schwertliedes so aufgestürmt sei, so drangen sie in ihn sich zu kurzer Ruhe niederzulegen. Lächelnd schüttelte der Dichter das von wachen Träumen umschwebte Haupt, und durch das offene Fenster der Bauernhütte, wo sie unweit von Rosenberg die Nacht hinbrachten, zum hellgestirnten Himmel hinaufblickend sagte er: „Ist mir doch, als müßte ich bald einen recht langen langen Schlaf thun. Bleibt deßhalb

heute bei mir auf. Wer weiß, ob wir je wieder so traulich wie jetzt beisammensein werden." Von diesen Worten gleichfalls wie von einer bösen Ahnung ergriffen traten die Freunde zu Körner, legten die Arme traulich auf seine Schultern und blickten gleich dem Träumer in den Frieden der Nacht hinaus. Von einem unfernen Moore stiegen leise Nebelbilder auf, und aus den zum Schnitte reifen Getraidefeldern ertönte heller Wachtelschlag. Hier und dort rief ein Feldhuhn, und von dem nahen Walde her erscholl von Zeit zu Zeit das Schallen eines Rehes. Feuerkäfer schwebten leuchtend durch das von dem leisen Nachtwinde bewegte Schilfgeröhre, aus dem der Frösche lustig quakende Schaar nimmer müde ihre Weisen gurgelte. Wie die Grillen schienen auch diese Sumpfbewohner sich der herrlichen Sommernacht zu freuen. Als jetzt ein Paar stolze Reiher den bald anbrechenden Tag witternd mit dem silberweiß schillernden Gefieder durch Mondschein und Dunkel nach einem Altwasser hingezogen, rief Körner, der mit vollen Zügen das Wehen der Natur eingesogen „Wahrlich eine göttliche Nacht! Wenn man bedenkt, wie matt und träge viele Menschen zum Grabe hinschleichen, so möchte man in der That wünschen in einer solchen Nacht in klarer Sternenluft, oder an einem heitern Morgen, wo die glühend heraufziehende Sonne den Thau der Nacht von Laub und Gräsern hinweg küßt, mit glühendem Leben, mit muthiger Lust, wie ich sie jetzt in der feurigen Brust empfinde, hinüberzugehn."

„Ach Freund!" sprach der wackere Eichenhain, „verbanne doch die finstern Bilder. Wer wird sich wohl den Tod wünschen?"

„Gewaltig regt sich früh und spät" entgegnete Körner mit Wärme, „eine große Sehnsucht in mir. Ein tiefes glühendes Treiben vergönnt mir nirgends Ruhe, und schweife ich auch frei in die Welt hinaus, oder liege ich der Natur an der Mutterbrust, so fühle ich mich überall beengt; denn stäts dämmert eine Ahnung aus dem Jenseits zu mir herüber und weckt in meinem Herzen große heilige Empfindungen und Wünsche auf. Wunderliebliche Gestalten sehe ich dann, und süße himmlische Klänge und Worte, wie sie kein irdischer Sänger zu geben vermag, tönen aus einer hehren Wunderwelt zu mir herüber. Dann, Freunde, glaubt es mir, möchte ich durch Wirklichkeit und Traumgesichte im Einklangsdonner aller meiner Gefühle durch Sturm und Kampf dem Tode entgegenstürzen, um befreit emporzusteigen und mit dem geistigen Blicke ins Meer des Urlichtes einzudringen." Als er so geredet, schwieg er eine Weile; dann schaute er auf den nahen Gottesacker zu den grünen Grabhügeln nieder, über denen alte Fichten und Trauerweiden grüßend die Häupter neigten, und immer düsterer ward sein Blick. Er setzte sich nieder, schloß die Augen und schlummerte ermüdet ein. Besorgt blickten die Freunde in seine seltsam bewegten bleichen Züge, schüttelten die Köpfe und meinten, Körner ahne wohl seinen nahen Tod. Eben wollten sie sich zu kurzer Ruhe niederlegen, als ein Schuß vom Waldsaume her hallte, dem gleich darauf ein zweiter, ein dritter und dann Schuß auf Schuß folgte. Beide eilten nach den Waffen, und als auch Körner aufsprang und nach Säbel und Pistolen griff, wurde die Thüre rasch aufgestoßen und ein lützow'scher Reiter trat mit der Meldung ein, daß die Vor-

posten von den Franzosen angegriffen wären. „Auf's Pferd! auf's Pferd! rief Körner und eilte aus der Thüre. Ludolf und Albrecht folgten. Die Trompete schmetterte und die schwarzen Jäger, die in dem Dörfchen lagerten, zogen eilig die wiehernden Rosse aus den Scheunen und Ställen. Wärmer als sonst drückte Körner, da Alle zu Pferde saßen, seinem Ludolf die Hand. Als sie bei dämmerndem Morgen am Waldsaume sich theilten, drückte er ihm rasch einen Kuß auf die Wangen und sprengte mit seinen schwarzen Reitern davon. „Gott schütze dich!" rief Ludolf ihm nach. Zu Albrecht gewendet, der ihm gleichfalls trübe nachsah, sagte er dann tief ergriffen „Mir bangt wahrlich für unsern Theodor. Jeder seiner Züge wie der wunderbare Glanz seines Auges zeigt einen sonderbaren Vorgang in seinem Innern." In demselben Augenblicke entbrannte der Kampf und trennte die Beiden ebenfalls.

Den Tag über fielen unbedeutende Gefechte vor, und als der 26. August sich dem Abende zuneigte, erfuhren Ludolf und Albrecht, die unverletzt sich wieder getroffen, daß Theodor Körner gefallen sei. Neben der Straße von Gadebusch nach Schwerin hauchte er unweit Rosenberg von einer Flintenkugel durch den Unterleib getroffen sein junges Leben aus. Sein Schmerz war kurz; denn kaum vom Pferde gestürzt schloß er lächelnd die Augen, um sie in diesem Leben nie mehr zu öffnen. Mit blutendem Herzeu eilten sie dahin, wo die schwarze Schaar des allbeliebten Sängers Leiche umstand, und kamen eben an, als die Waffenbrüder sein erblaßtes Haupt mit Eichenlaub schmückten. Die Trauer um den Wackern, der Leier und Schwert gleich

meisterhaft geschlagen, war allgemein; und als Albrecht und Ludolf von dem bittersten Schmerze ergriffen zu dem gefallenen Heldenjünglinge unter hervorstürzenden Thränen niederknieten und sein erkaltetes Antlitz mit Küssen bedeckten, blieb kein Auge der versammelten Kampfsgenossen trocken. Darauf machten sie unter einer Eiche von hohem kräftigem Wuchse für ihn ein Grab zurecht. Dort unter den herabhangenden Aesten wurde er eingesenkt. Die Hand der Freundschaft grub seinen Namen in den Stamm; und so hatte nun der Heldenjüngling, der in seinen Liedern der deutschen Eiche so oft mit Liebe gedacht, eine Ruhestätte gefunden, wie sie ganz in seinem Geiste war. Ein Leben voll Blüten der Liebe und Freuudschaft hatte Körner wirklich, wie er es gesagt, für Deutschlands Erlösung hingegeben, und jeder Edelgesinnte betrauerte den so frühen Hingang des Meistersängers. Ganz andere Gefühle wurden aber in Ludolfs Brust, als er allein unter der Eiche stand, wach. Er beneidete den edlen Gefallenen, über dessen einst so glühender Brust nun diekühle Erde lag. Er fühlte, daß auch seine Wünsche erst jenseits des Grabes in Erfüllung gehen würden, und bat den Himmel, wenn es ihm gefalle, auch seinen irdischen Qualen durch einen ehrenvollen Tod fürs theure Vaterland ein Ziel zu setzen. Doch der Tod, der meist nur den Lebensfrohen erfaßt und den, der ihn herbei wünscht, höhnend seinen Leiden überläßt, floh ihn. Dicht um ihn fielen in den blutigen Schlachten, die nun in verderblichem Drängen auf einander folgten, die blühendsten lebensmuthigsten Jünglinge; doch an ihm pfiffen die Kugeln ohne ihm zu schaden vorüber.

Mit ungeheuerm Verluste waren Napoleons Generale von allen Seiten nach Dresden zurückgeworfen worden, und von allen Richtungen zogen nun die Verbündeten heran diesen festen Punkt einzuschließen. Napoleon, der gegen Schwarzenberg und Blücher noch einen glücklichen Handstreich ausführen wollte, zog sich bis gegen den Anfang des Oktobers ohne Unterlaß bald hier bald dorthin, ohne jedoch etwas Ersprießliches zu erreichen. Schon hatte sein Unglück seine Freunde wankend gemacht. Als nun am 8. Oktober der König von Bayern sich gegen ihn erklärt und das bayerische Heer unter Wreden sich mit dem österreichischen vereint hatte und an den Main geschickt war, um Napoleon den Rückzug abzuschneiden, so wankten auch die Rheinbundtruppen, die bis dahin noch mit ihm vereint waren. Selbst die Franzosen von den fortwährenden meist nutzlosen Gefechten ermattet, wie von dem Haße der mit ungeheurer Uebermacht sie immermehr umgarnenden Deutschen bedroht, verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und sehnten sich nach Friede und Heimkehr. Alle weigerten sich gegen Berlin zu ziehen; denn der bloße Gedanke sich von Paris abermals zu entfernen erregte im Lager fast einen Aufruhr, so daß Napolen die Zeit vom 11. bis zum 14. Oktober unentschlossen und in der trübsten Stimmung in Düben hinbrachte. Da wollte er dem großen Heere unter Schwarzenberg vor der Vereinigung Blüchers und der Schweden mit demselben plötzlich einen gewaltigen Schlag beibringen. Schwarzenberg, der schon ein Mal vor Dresden geschlagen war, zog mit seinen Heereshaufen aus Böhmen langsam heran. Als er schon nahe bei Leipzig war,

stürzte sich Napoleon auf ihn, und am 14. Oktober gerieth bereits der Kern der französischen Reiterei unter dem Könige von Neapel mit der Reiterei Blüchers und Wittgensteins bei Wachau unferne von Leipzig in ein Gefecht, das jedoch, weil man gegenseitig die Kräfte sparte, wieder abgebrochen wurde. Es war dieß das größte Reitergefecht dieses Krieges, das für die Franzosen trotz ihrer Ueberlegenheit nachtheilig ausfiel. Am Abende dieses blutigen Tages erhob sich in der Umgegend Leipzigs ein wüthender Sturm, der Dächer abdeckte, Bäume entwurzelte und den Regen, der die ganze Nacht hindurch in Strömen niederrauschte, peitschte. Es war dieß der Jahrestag der Schlacht bei Jena. Aus diesem Ereignisse schlossen die Landleute auf recht blutige Tage, die auch wirklich erfolgten; denn vom 16. bis 19. Oktober wurde nun bei Leipzig die bekannte große Völkerschlacht geschlagen, die eine der größten war, welche die Geschichte aufweist. 500,000 Mann schleuderten in ihr drei Tage lang Tod und Verderben auf einander, und Napoleon zeigte noch einmal die Kraft seines mächtigen Willens. Heller als je leuchtete in dieser Riesenschlacht der Glanz seines großen Feldherrentalentes. Lange hielt er den furchtbaren Andrang der an Zahl weit überlegenen und für Deutschlands Errettung den letzten Tropfen Blutes einsetzenden Verbündeten aus; doch zuletzt erlag er trotz der größten Geschicklichkeit ihrer Uebermacht und ihrem Heldenmuthe. Mitten im wüthendsten Kampfe gingen zuerst zwei sächsische Regimenter zu Blücher über; und als eben die preußische Reiterei Bülows bei Taucha einhauen wollte, ging der württembergische General Normann gleichfalls zu ihm über. Auch das ganze sächsische

Volk, das unter Reynier stand, ging bald darauf zu den Schweden über. Wie mußte all das den kühnen Eroberer, der auf einen vollständigen Sieg gehofft, niederschmettern! In Leipzig hatte er bereits alle Glocken läuten und die Siegesbotschaft schon nach Paris melden lassen, als sich plötzlich der Sieg am Abende des 18. auf die Seite der Verbündeten neigte. Als an diesem furchtbar blutigen Tage die Sonne sank, wurden die Franzosen bis dicht unter die Mauern von Leipzig zurückgedrängt. Eine ungeheuere Verwirrung herrschte in dieser Stadt. Der Lärm, der durch das heftige Geräusch der Reiter und der Wagen, der Schreienden und Flüchtenden auf den Straßen entstand, brüllte ärger als ein Gewitter. Vom Kanonendonner erbebte die Erde und klingend splitterten die Fenster entzwei. Da verkündete Fürst Schwarzenberg den Monarchen, die dem Kampfe von einem erhöhten Punkte zusahen, die Gewißheit des Sieges, worauf sie mit freudeerfüllten Herzen auf offenem Felde niederknieten und mit erhobenen Händen und Blicken Gott dankten. Napoleon aber befahl noch vor Nacht den völligen Rückzug. Doch um diesen zu decken, begann er am 19. früh Morgens den Kampf auf's Neue und opferte um die Uebrigen zu retten einige seiner Scharen auf. Beide Parteien zeigten nun einen hohen Muth. Die edle Selbstaufopferung, besonders der beiden Helden Makdonald und Poniatowski, welche die Stadt bis Mittag auf's Aeußerste zu vertheidigen hatten, wird die Geschichte rühmen, so oft sie dieses so merkwürdigen Tages gedenkt. Die höchste Begeisterung riß aber auch jetzt die Verbündeten gewaltsam zum Siege fort. Die Preußen stürmten das grimmaische, Oesterreicher und Russen das

halle'sche und das Petersthor. So waren die Verbündeten des Sieges nun völlig Herr geworden, und den Franzosen blieb nichts als eine irre wilde Flucht. Die in ungeordneten Haufen mit eiliger Hast Fliehenden hatten nur den schmalen Ausweg durch die Ranstätter Vorstadt und das äußerste Ranstätter Thor. Die Sieger, die ihnen auf der Ferse folgten, führten nun erbarmungslose Todesstreiche auf die sich drängenden Feinde, die sich gegenseitig erdrückten, und in's Wasser stürzten. Jetzt erst, als er Alles verloren sah, floh Napoleon über die Elster. Kaum aber hatte er die Brücke hinter sich, so flog sie plötzlich mit einem ungeheuern Knalle in die Luft. Sie soll aus Versehen eines Unteroffizieres zu frühe gesprengt worden sein; und nun war für die, welche noch jenseits des Ufers kämpften, keine Rettung mehr. Fürst Poniatowski, der wohl wußte, welches Schicksal Polen, sein Vaterland, in russischen Händen erwarte, blieb Napoleon treu. Er hatte besonders bei Leipzig mit solcher Umsicht und Gewandtheit gekämpft, daß ihn Napoleon unter dem Donner der Geschütze zum Marschalle von Frankreich ernannte. Poniatowski, der mit den Trümmern seines Polenheeres schwer verwundet an der Elster ankam, als die Franzosen die Brücke schon gesprengt, suchte durch einen kühnen Sprung der Gefangenschaft zu entgehen. Er spornte das von Blut und Schweiß bedeckte Pferd in die Fluthen; doch Roß und Reiter fanden ihren Tod. Nur einmal tauchte sein muthiger Adjutant Blechamp mit des Fürsten Körper empor; aber nur um an seines Herren Seite zu sterben. Unter den Vielen, die gefangen wurden, befand sich auch der König von Sachsen. Der Verlust in dieser ungeheuern

Schlacht, in welcher beinahe alle Völker Europas gegen einander kämpften, war auf beiden Seiten ungeheuer. Auf jeder Seite rechnete man 40,000 Todte. Die Franzosen verloren überdieß noch 300 Kanonen und eine Menge Gefangener. In der Stadt Leipzig allein lagen 23,000 Kranke, die zahllosen Verwundeten ungerechnet. Da es nicht möglich war schnell genug für sie alle Pfleghäuser einzurichten, so lagen die Unglücklichen in den kalten Oktobernächten noch lange verblutend und verhungernd auf dem Schlachtfelde. In wilder Eile floh Napoleon mit dem Reste seiner Truppen; doch als seine Verfolger ihn bei Friedberg an der Unstrut einholten, gab es auf der einstürzenden Brücke eine Scene wie an der Beresina. Die Flüchtigen stemmten sich nämlich in dichte Massen zusammen, in welche die preußischen Kugeln Tod und Verderben um sich schmetternd einschlugen. Hier verloren die Franzosen noch 40 Kanonen. Das Blutbad war entsetzlich, und schichtenweise lagen die Leichen auf einander.

Der König von Preußen, der in der Nacht auf den 19. mit dem Kaiser von Rußland in Rötha weilte, begab sich zum Heere und um ein Uhr hielten beide an der Spitze ihrer Truppen unter dem lauten Jubelrufe der Einwohner in Leipzig ihren Einzug. König Hieronymus von Westphalen flüchtete aus Kassel, und nun nahm Preußen Hannover Oldenburg Hessen und Braunschweig als altes Eigenthum wieder in Besitz. Auch die sächsischen Herzoge schloßen sich nun den Verbündeten an.

Damals rief der für Deutschlands Erlösung hoch begeisterte Dichter Klemens Brentano in den Versen, die über diesem Kapitel stehen, die nach Freiheit ver-

langenden Stämme unter Oesterreichs Banner, und wie es in dem Liede eines alten Landwehrmannes heißt, „Was Oesterreich will, das kann's, so rief man's jetzt von Munde zu Munde, wand um Schwert und Lanze Siegeskränze und betete inbrünstig für den frommen Kaiser Franz und für die Heere der verbündeten Freunde. Drei Tage nach dieser Schlacht, deren große Folgen sich gar nicht berechnen ließen, ernannte der König von Preußen den Heldengreis Blücher, der am wärmsten für Deutschlands Freiheit gekämpft, zu seinem Feldmarschalle, und der Prinz August erhielt für die Erstürmung eines Dorfes bei Leipzig eine feindliche Kanone, die jetzt vor Bellevue steht. Darauf verließ der König das Heer und kam am 24. mit dem Kaiser von Rußland, um für die bei Leipzig erfochtenen Siege mit und unter seinem Volke Gott zu danken, in Berlin an.

Mit den größten Freudenbezeigungen wurden die Monarchen empfangen, die sich unmittelbar in die Domkirche begaben, wo während des Te deum das Geschütz im Lustgarten Freudensalven gab. Abends begab sich der König nach Scharlottenburg und wandelte mit dem kaiserlichen Freunde in das Erdgeschoß jenes einfachen Tempels nieder, in welchem die Ueberreste seiner geliebten Gattin, der unvergeßlichen Königin Luise, aufbewahrt waren. Ohne ein Wort zu sprechen stand Friederich Wilhelm lange neben dem Kaiser, der mit einer ganz eigenen Empfindung des Schmerzes auf den Gruftstein blickte. Hier an dem kalten Marmor rief sich der trauernde König die freundliche Lebenserscheinung Luisens zurück, die ganz und ungetheilt ihr Glück, ihre Jugend, die reine Liebe ihres Herzens und alles unaussprechlich Schöne ihrem er-

habenen Gemahle und Preußen geschenkt. Lange schwebte er in solchem stummen Schmerze; doch überall drängte ihn der Tod von seinen Pforten, die er durchbrechen wollte, in's Leben zurück, daß ihm zuletzt nichts Anderes übrig blieb, als die Verlorene in dem eigenen Herzen zu suchen. Verklärter und noch theurer, als er es je in ihrer Gegenwart gefunden, lebte dort ihr Bild; denn die Reihe einzelner glücklicher Augenblicke traten in den Hintergrund gegen den ganzen und hellen Eindruck ihres Wesens, seit die Jahre ihr Recht an sie verloren hatten und seit es für Jeden so klar am Tage lag, daß sie durch die Gebrechlichkeit der Welt fleckenlos und siegreich hindurch gewandelt.

So wird der Mensch nach den Rathschlüssen des Ewigen geübt das in dem Schreine schlummernde geliebte Todte wieder zu beleben um das Verlorene durch die freie Kraft des Herzens wieder zu gewinnen. Doch dem bloßen Verstande, der starr und schaudernd von dem Opfer des Verhängnisses und von jeder Aussicht in die Unendlichkeit sich hinwegwendet, gelingt das nicht. Das Gefühl allein zerfließt in den Strom, der sein Glück dahin reißt und den es nicht hemmen kann. Nur das Herz, aus dem die Ehre und die Liebe und der Heldenmuth, die Treue und jede Waffe des Lebens kömmt, kann nichts unwiederbringlich verlieren, weil das, was man geliebt, in ihm stets fortlebt.

Mit inniger Theilnahme blickte der Kaiser in die schmerzbewegten Züge Friedrich Wilhelms, der in diesem Augenblicke nur ein edler um die Todte weinender Mensch — nicht König war. Diese Augenblicke, in welchen seinem trauernden Gemüthe schöne Träume als ein heiliges Vermächtniß jener Stunden, die er mit

Luise verlebt, entstiegen, wollte der große Kaiser nicht stören; doch als Friedrich Wilhelm nach Darbringung des schuldigen Zolles das feuchte Auge wie sich entschuldigend zu Alexander erhob, ergriff dieser auch seine Bewegung nicht länger verbergend des Königes Hand, und der Blick, den jetzt die Fürsten auf einander haften ließen, war ein großer, ein gewaltiger. Sie standen auf der Stelle, auf dem Gewölbe, unter welchem der Sarg in geweihter Stille lag, in dem die Hülle der unvergeßlichen Luise schlummerte. Hier gelobten sie von dem seligen Geiste der Königin umschwebt ferne von der alten verderblichen Politik fortan nur den klaren Willen des höchsten Herren zu erfüllen und auf Erden an Gottes Statt für Frieden, Tugend und Gerechtigkeit zu walten. — Was beide Monarchen in stiller verschwiegener Gruft über dem Sarge Luisens gelobten, wurde im Jahr 1815 zwischen ihnen und Oesterreich durch einen heiligen Bund, dem alle europäischen Mächte beitraten, besiegelt.

Sehr bewegt begaben sich die beiden Fürsten nach Berlin zurück; und als Friedrich Wilhelm an der Seite Alexanders Abends in das Opernhaus eintrat, wurde er mit unbeschreiblichem Jubel empfangen und das „Heil dir im Siegeskranz“, mit tiefer Empfindung gesungen.

So hatten die drei Tage bei Leipzig der Herrschaft Napoleons ein Ende gemacht. Im ganzen deutschen Lande war große Freude. Siegeskränze schmückten die Thore; doch all das war nur ein süßer kurzer Traum von der nun errungenen goldenen Freiheit des deutschen Vaterlandes. Ferne war noch ihre segenbringende Sonne; die Gewißheit ihres baldigen Erscheinens aber

hatte in den Herzen der verbündeten deutschen Fürsten tiefe Wurzeln geschlagen.

XI.

Gib mir die Locke! Auf dem treuen Herzen
bewahr' ich sie!
Ein Talisman für Sturm und Phantasie
Verschmerzen
will ich die Perlen in den trüben Blicken,
den rauhen Eingriff in die Harmonie,
kann ich sie seh'n und an die Lippen drücken.

Theodor Körner.

Wenn der Erbe eines Thrones geboren wird und dadurch ein treues Volk die schöne Hoffnung erhält, daß der geheiligte Königsstamm seine Zweige immer weiter in die Zukunft treibt, und daß das Blut der vorangegangenen königlichen Ahnen unter verjüngten Geschlechtern fortfließt, so ist das doch mehr eine unvollkommene freudige Ahnung, als eine auf Gewißheit gestützte Hoffnung. Ueber dem neuen Gegenstande der Volksliebe, der an dem Herzen der königlichen Mutter der Entwickelung entgegenkeimt, hängt ein gar ernst drohendes Gewölke, und ein leichter Hauch des Schicksales kann die kaum entknospete zarte Blüthe brechen. Anders ist es, wenn ein längst gekannter, längst geliebter König mit den theuern Familienzügen der Ahnherren nach blutigen Kämpfen, die seinen Thron bedrohten, in das Haus seiner Väter als Sieger zurückkehrt. Es ist eine größere gewaltigere Freude, weil

jeder Unterthan weiß, daß in ihm die Wahrheit und die Treue selbst zurückkehrt, weil Jeder das Glück, das mit dem königlichen Herrscher gekommen, mit eigenem Auge würdigen und im eigenen Herzen vorempfinden kann. Solch ein Gefühl bemächtigte sich aller Preußen, als Friedrich Wilhelm nach der Völkerschlacht die Straßen von Berlin wieder traulich durchwanderte. Es war dieß nicht ein bloßer Freudenrausch, sondern ein tieferes Gefühl. Es freute Alle, daß die durch Zeit und Thränen bekräftigte Empfindung für den königlichen Herren und sein Haus wie der Bund der vaterländischen Erde mit ihrem Gebieter fortbestehen sollte. So empfanden alle Herzen bei dem Anblicke Friedrich Wilhelms, der so schön bewiesen, was Treue gegen seine Bürger sei, und auch das geringste Versprechen seinem Volke gehalten. Ganz Europa kannte seine Bundestreue. Nur das schmerzte ihn, daß er das ungeheure Schicksal nicht besänftigen konnte. Doch in dieser Noth, in dieser Schule der Treue verband das Schicksal das preußische Volk mit dem Könige enger als es das Glück je vermocht hätte. Bevor 1809 König Friedrich Wilhelm, als sein Land in Fesseln lag, nach langer Trennung in die Mitte der Seinen zurückkehrte, hörte man Jeden aus dem Volke nur die Worte sagen: „Kehrte nur der König, wenn auch ohne Schätze zurück! Wir brauchen ihn selbst, nur ihn!" Damals kehrte er zurück, doch nicht allein; denn Luise, die die Ehre und Liebe ihres Volkes wie einen geliebten Säugling an ihrem Herzen trug, stand ihm ja wie ein Engel des Heiles zur Seite. Dießmal kam der königliche Herr allein, und mit der Freude, die Alle über seinen Anblick empfanden, stahl sich in Aller Herzen zu-

gleich auch die Trauer ein. Denn Alle dachten auch an die in Scharlottenburg unter dem kalten Gruftsteine schlummernde königliche Landesmutter, die über Deutschlands Erlösung gewiß Freudenthränen vergossen hätte. Doch der wirkliche Friede, die wirkliche Erlösung war noch ferne.

Obgleich im November des denkwürdigen Jahres 1813 ganz Deutschland bis an den Rhein von den Franzosen gesäubert war, obgleich der Rheinbund sich aufgelöst und alle seine Fürsten durch den Uebertritt zu den Verbündeten ihr Erbtheil gesichert hatten, obgleich Napoleon selbst über den Rhein gejagt und nicht nur der Rheinbund, sondern auch Holland, die Schweiz und Italien von ihm abgefallen waren, so glaubte er doch noch immer an seinen Glücksstern, und in blutigen Kämpfen fielen noch immer die Blüthen der Völker. Um dem die Erde entvölkernden Morden ein Ende zu machen, bot man jetzt dem in der letzten Zeit so oft aufs Haupt geschlagenen Napoleon noch einmal das ganze alte Frankreich, wenn er sich begnügen und Frieden halten wollte. Doch der Uebermüthige wollte keine Scholle Landes opfern, wollte entweder Alles oder Nichts verlieren. Da wurde denn ein Ausschuß zur Leitung der Vertheidigung Deutschlands niedergesetzt, an deren Spitze der Fürst von Schwarzenberg stand. Zu den Mitgliedern gehörten auch der Minister von Stein und der General Gneisenau Nun wurde beschlossen, den Rhein zu überschreiten, um auf die große Hauptstadt Frankreichs loszugehen. Der Heldengreis Blücher sprach es laut aus, daß er Alles wagen und nicht ruhen würde, bis die verbündeten Fürsten ihren Einzug in Paris hielten. Es wurde jetzt Alles aufgeboten, was

deutscher Muth, was deutsche Kraft nur immer zu leisten vermochte, und nicht geruht, bis sich am 29. März 1814 die dunkeln Heersäulen der Verbündeten im Angesichte von Paris entfalteten. Hier fanden sie auf den Höhen von Bellevue und Montmartre noch einmal heftigen Widerstand. Doch in der Nacht trat die Stadt, um dem Sturm zu entgehen, über, und am 31. zogen die Sieger an der Spitze von 36,000 Mann in Paris ein. Es war ein hoher und herrlicher Tag, an welchem den Siegern dieses Glück zu Theile wurde. Ein stolzes Triumphgefühl schwellte jede Brust; denn Jeder wußte, wie viel Mühe und Blut es gekostet hatte, ehe dieser glorreiche Tag endlich gefeiert werden konnte. Ein halbes Jahr zuvor hätte man den, der einen Einzug der Verbündeten in Paris vorausgesagt für einen unsinnigen Träumer gehalten. — Doch jetzt war das Unerhörte, kaum Mögliche geschehen und die Kunde davon durchflog wie ein gewaltiger Donner ganz Europa. Ueberall wurde sie mit ungeheuerm Jubel aufgenommen. Besonders in dem Leben des Königes von Preußen war dieser Tag einer der glänzendsten.

Als Napoleon erfuhr, Paris sei übergegangen, überließ er sich ganz dem Grimme seiner korsischen Natur und verhieß den Soldaten eine zweitägige Plünderung der treulosen Hauptstadt, wenn sie ihm ungesäumt dahin folgen wollten. Doch über diesen Uebermuth empörten sich seine eigenen Marschälle. Sie verließen ihn, und sogar sein Held Ney fiel von ihm ab. So sah denn Napoleon, der eine halbe Welt bezwungen, plötzlich seinen Glücksstern erbleichen und war gezwungen am 10. April zu Fontainebleau die französische Kaiserkrone niederzulegen, worauf er sich nach der Insel

Elba an der italienischen Küste begab, die ihm zum Eigenthume und Aufenthaltsorte mit 6 Millionen Franken Einkünfte angewiesen war. Seine Gemahlin und sein Sohn erhielt das Herzogthum Parma, seine Familie 2½ Millionen Franken jährlich und alle ihre Einkünfte nebst ihren sämmtlichen Besitzungen, und sein Stiefsohn Eugen ein Fürstenthum außer Frankreich. So großartig diese Freigebigkeit war, so war doch Napoleons Karakter nicht geschaffen sich dem Verhängnisse zu beugen, so lange er sich noch auf ein Heer in Frankreich verlassen zu können glaubte. Während er sich in seiner Verbannung mit Bauen, Reiten, Fremdenbesuchen und schriftlichen Arbeiten beschäftigte, brütete er im Stillen über Nichts eifriger als über neuen Planen zur Herrschaft. Seine Gemahlin ging jetzt mit ihrem kaiserlichen Vater und ihrem Sohne nach Deutschland. Wohl darf man sagen, Oesterreich hatte dabei ein großes Opfer gebracht.

Am 23. April schloß der Graf von Artois mit den Verbündeten einen Vertrag, durch welchen er ihnen als Statthalter des Königes die Räumung aller Festungen, welche außerhalb der Grenzen Frankreichs liegen, zusagte. Am 3. Mai erschien der Graf von Provence als König Ludwig XVIII. in Paris. Da den Mächten ernstlich daran lag mit Frankreich Frieden zu schließen, so erhielt dieß wieder die Grenzen, die es vor der Umwälzung gehabt, behielt aber Avignon und Venaissin, die früher dem Papste gehörten. Auch erhielt es die meisten seiner Pflanzungen zurück, leistete aber keine Geldzahlungen für Lieferungen, wodurch Preußen seine Forderung von 94½ Millionen Franken verlor. Doch die entführten Kunstwerke wurden wieder

zurückgenommen. Wie aber die Deutschen über den Friedensschluß, der den Franzosen zu viel zugestanden, schalten, so tadelten ihn auch die Franzosen, weil er ihnen zu viel genommen. Obgleich Preußen die so bedeutende Forderung verlor, so dankte doch König Friedrich Wilhelm dem Himmel, daß das Blutvergießen, wie er es und mit ihm Europa nannte, beendet war, und erließ deßhalb zu Paris eine Bekanntmachung an sein Volk, die also lautete: „Beendigt ist der Kampf, zu dem mein Volk mit mir zu den Waffen griff, glücklich beendigt durch die Hülfe Gottes, durch unserer Bundesgenossen treuen Beistand, durch die Kraft, den Muth, die Ausdauer, die Entbehrung, die Jeder, der Preuße sich nennt, in diesem schweren Kampfe bewiesen hat. Nehmet meinen Dank dafür. Groß sind eure Anstrengungen, groß eure Opfer gewesen; ich kenne und erkenne sie, und auch Gott, der über uns waltet, hat sie erkannt. Errungen haben wir, was wir erringen wollten. Mit Ruhm gekrönt steht Preußen vor Mit- und Nachwelt da; — selbstständig durch bewiesene Kraft, bewährt im Glücke und Unglücke. Allesammt, Einer wie Alle eiltet ihr zu den Waffen; im ganzen Volke nur ein Gefühl! So auch war der Kampf. Solchen Sinn, sprach ich damals, lohnet Gott. Er wird ihn jetzt lohnen durch den Frieden, den er uns gab. Eine bessere Zeit wird wiederkehren durch diesen Frieden. Nicht für Fremde wird der Landmann mehr säen; er wird ernten für sich! Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft wird wieder aufleben; der Wohlstand aller Klassen wird sich wieder gründen, und in einer neuen Ordnung werden die Wunden heilen, die langes Leiden euch schlug."

Auf ähnliche Weise sprach der König auch gegen das Heer, gegen den Staatskanzler von Hardenberg und den Feldmarschall von Blücher seinen Dank aus, welche beide er in den Fürstenstand erhob, und zwar letztern unter dem Namen eines Fürsten von Walstatt. In den Grafenstand wurden die Generale York, Kleist, Bülow, Gneisenau und Tauenzin erhoben. Darauf reiste der König mit dem russischen Kaiser, dem Fürsten Blücher und einem großen Gefolge nach England ab, wo man besonders Blüchər mit Jubel und Ehrenbezeugungen überschüttete. Man machte ihn in Oxford zum Doktor. Da sagte der gemüthliche heitere Fürst „Macht den Gneisenau zum Apotheker; denn der hat mir die Pillen gedreht.“ Beim ersten Empfange zu Karltonhous brach das englische Volk unwiderstehlich durch die Wachen bis in das Zimmer des Prinzregenten, der im Namen seines wahnsinnigen Vaters Gregors III. regierte. Als nun der Prinzregent den greisen Blücher an der Hand mitten unter das Volk trat und ihm sein mit Edelsteinen reich besetztes Bildniß umhängte, wobei sich Blücher auf ein Knie niederließ, wollte der donnernde Jubel kein Ende nehmen. In London spannte ihm das Volk die Pferde aus und zog ihn selbst. Fest folgte auf Fest. Als beim großen Wettrennen zu Askott das Volk wieder durch die Schranken brach, trat der Prinzregent vor und erklärte artig, daß der alte Held noch nicht gegenwärtig sei. Auf dringendes Verlangen führte er nun den Kaiser Alexander vor, dem das Volk lauten Beifall zurief. Doch als Blücher darauf erschien, brach ein so unermeßlicher Jubel aus, daß er den, der den Fürsten galt, weit übertraf. Solche Vorfälle wiederholten sich, wohin der tapfere General Vor-

wärts, wie ihn die Truppen nannten, sich nur immer wenden mochte, bis er sich um endlich der Ruhe zu pflegen auf seine schönen Güter in Schlesien zurückzog. Doch diese Ruhe, die dem Wackern gar wohl zu gönnen gewesen wäre, war nur von kurzer Dauer; denn unter den Fürsten ging bereits bei ihrem Zusammentritte der Saame der Zwietracht auf. Man war mit der neuen Gestaltung der Dinge nicht zufrieden. Eine Wiederherstellung des deutschen Reiches nach alter Form war unmöglich. Während man sich nun in Wien mit dem schweren Geschäfte abmühte so sehr getheilte Interessen zu vereinen und eine Form zu finden, die den dringenden Ansprüchen möglichst Genüge leistete, ereignete sich eine Begebenheit, an die Niemand gedacht hatte. Indeß alle Mächte in unheimlicher Spannung ihre Truppen in Bereitschaft hielten, um das, was nicht mit Güte ausgeglichen werden konnte, mit Gewalt zu entscheiden, hatte Napoleon, dem jene Streitigkeiten kein Geheimniß blieben, auch von Frankreich her die Kunde erhalten, daß man mit der neuen Regierung unzufrieden sei. All das belebte seinen Muth; denn er wußte gar wohl, daß er in Frankreich noch auf einen ungeheuern Anhang rechnen konnte. Im Verborgenen arbeitete auch eine weit um sich greifende Verschwörung, die damit umging ihn wieder auf den Kaiserthron zu setzen. Auch waren viele Tausende der besten Krieger aus der Gefangenschaft zurückgekehrt. Alle Kriegsvorräthe, der Raub aller Länder waren noch in Frankreich, die Festungen noch von Franzosen besetzt; auf dem nahen Elba aber war der Kaiser auf das Sorgloseste bewacht. Von diesen Umständen begünstigt verließ Napoleon sein Eiland und landete am 1. März

1815 in Kannes bei Frejus. Er hatte nur 1500 Mann bei sich; doch all die Truppen, die ihm Ludwig XVIII. entgegenschickte, gingen zu ihm über. Rasch schritt er vorwärts, und mit jedem Schritte wuchs die Zahl seiner Anhänger; denn das Heer, das ihm wie einem Gotte anhing, erklärte sich allgemein für ihn.

Nach Napoleons Ausspruch waren nun alle Bourbonen vogelfrei. Wie im Triumphzuge durcheilte er sein altes Reich; immer gewaltiger schwollen seine Heereshaufen an; denn kein Franzose vergoß für die Bourbonen auch nur einen Tropfen Blut, so daß Napoleon schon am 20. März ohne Schwertstreich in Paris einzog. Zugleich empörte sich auch sein Schwager Mürat in Neapel und drang nach Oberitalien gegen Oesterreich vor. Doch die andern alten Bundesgenossen Napoleons hielten sich entweder ruhig oder schlossen sich noch enger an die Verbündeten an, weil sie überzeugt waren, daß Napoleon doch abermals unterliegen würde.

Einem seinem Zwinger entkommenen Leuen glich Napoleon, als er nach Frankreich zurückkehrte; doch das verbundene Deutschland erschrack nicht ob seiner Wiederkehr; bald erwartete eine kampfmuthige Schaar den seiner Haft Entsprungenen. Blücher, der gerade in Berlin war, als die Nachricht von Napoleons Flucht eintraf, weckte sogleich den englischen Gesandten aus dem Schlafe und schrie ihm in die Ohren: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländischen Meere?“ Schnell zog dann dieser kühne und unverzagte hell und schnell blickende treue deutsche Held noch einmal für Deutschlands Wohl und Erlösung das gute Schwert und eilte mit dem Feuer und der Kraft eines Jüng-

linges an der Spitze von drei Heerhaufen an die niederländische Grenze. Die Fürsten ließen nun allen Streit ruhen und vereinten sich schnell über die noch streitigen Punkte. Ganz Europa sprach gegen Napoleon die Acht aus, und man beschloß eine Macht von mehr als einer Million Soldaten gegen ihn zusammenzubringen. Alle waren einig ihn um jeden Preis zu vernichten. Napoleon, der das wußte, beschloß im Gegensatze auch sich auf das Aeußerste zur Wehre zu setzen. Bei der Aussicht auf einen Krieg gegen das ganze verbündete Europa mußten die äußersten Kräfte aufgeboten werden. Um daher die Franzosen in jene begeisterte Wuth zu versetzen, durch welche sie in den ersten Tagen der Republik so unüberwindlich geworden waren, gab Napoleon den Republikanern die ersten Stellen, führte viele republikanische Formen wieder ein und verlieh dem Volke am 9. Juni das glänzende Schauspiel eines Maifeldes, wie es ehedem Karl der Große zu halten pflegte und wie man es zu Anfange der Umwälzung abgehalten hatte. Darauf zog er an der Spitze eines zahlreichen und begeisterten Heeres an die niederländische Gränze dem Feinde entgegen.

In allen diesen Stürmen hatte Ludolf thatkräftig mitgewirkt, und einige Verwundungen, die jedoch bereits wieder geheilt waren, ausgenommen, waren alle Wetter des Krieges schadlos an ihm vorüber gebraust. Rühmlich hatte er sich in der schwarzen Jägerschaar ausgezeichnet, und auch Albrecht war bereits zum Offizier ernannt worden. Der Satz jedoch, daß die Zeit alle Wunden heile, konnte bei Ludolf nicht angewendet werden; denn so oft er an seine Helene dachte, durchbebten kalte Schauer seine Brust. Wie sein entschlum-

merter Freund Körner es in einem Gedichte ausgesprochen, das mit dem Verse schließt:

„Was hier auf Erden liebend sich begegnet,
das hat ein Gott zum ew'gen Bund gesegnet,“

so regte sich dieß Gefühl auch tief in seinem Innern. War die Zeit auch auf schnellen Fittichen entschwunden, so lebte doch die Erinnerung frisch in seiner Brust, und wie in der Rosengluth des Sonnenaufganges, so sah er auch in dem Sternensaale der Nacht Helenens trauerndes Antlitz. Durch eine empfangene Wunde, die bei heftigen Bewegungen stets wieder blutete, für einige Zeit zum Reiterdienste untauglich war er zum Fußdienste übergetreten, und es mochte seitdem ungefähr ein Jahr verflossen sein, als er in einer heitern Nacht jenseits des Rheinstromes bei den Vorposten eines preußischen Kores die Runde machte. Nach Beendigung derselben entfernte er sich von der Postenkette um in dieser schönen Nacht sich seinen Empfindungen zu überlassen. Von einem felsigen Hügel schaute er lange auf den Rheinstrom nieder, der seine tiefen Wogen majestätisch vorüberrollt. Er verlor sich bald in tiefes Sinnen. Die Erinnerung an vergangene Gefahren und Kämpfe rief bald die untergegangenen bleichen Heldenbilder in seiner Seele wach. Er sah den heimgegangenen deutschen Dichter Körner mit seinem blutigen Eichenkranze und glaubte in dem Gemurmel und Wiederhalle der ohne Rast ewig hinfluthenden Wasser die verschwebenden Klänge seiner Leier zu vernehmen.

„So ist denn Alles vergänglich!“ sprach er bitter, „außer dem Ruhme des Helden!“ Als er aber daran dachte, daß bereits der Moder die schönen Formen

seines unter der Eiche bei Gadebusch schlummernden Freundes zerlege, so stahl sich eine heiße Thräne in sein Auge. Früher hatte er geglaubt, daß jeder Brave einen großen Schuldbrief an das irdische Glück zu stellen habe. Doch von diesem Glauben war er abgekommen, seit die Flut des Unglückes ihm seine schönsten Hoffnungen entführt und er an seiner Seite manchen Edlen in die vernichtende Brandung desselben hinunterstürzen sah.

„Wer ist der Tolle?“ fragte er sich unwillig selbst, als einer der ihm zunächst stehenden Posten mit ziemlich lauter klangvoller Stimme zu singen begann. Ihm das ungeeignete Beginnen scharf zu verweisen war sein erster Gedanke; doch von dem damals volksthümlichen Liede angezogen blieb er stehn und lauschte auf Wort und Ton.

Es leben die Soldaten
so recht von Gottes Gnaden.
Der Himmel ist ihr Zelt,
ihr Tisch das grüne Feld.
Die Sterne haben Stunden,
die Sterne haben Runden
und werden abgelöst.
Drum Schildwacht, sei getröst.
Zum Haßen oder Lieben
ist alle Welt getrieben:
es bleibet keine Wahl.
Der böse ist neutral.
Wir richten mit dem Schwerte,
der Leib gehört der Erde,
die Seel dem Himmelszelt:
der Rock bleibt in der Welt.

„Bravo, Bursche!“ lächelte Ludolf, „doch zur Unzeit gesungen!“ und auf den jetzt in heiterer Weise Pfeifenden zugehend verwies er ihm ernstlich sein Thun, indem er ihn auf die Wichtigkeit seines Postens aufmerksam machte. Der preußische Freiwillige, der ein schöner munterer Jüngling war, bat den Offizier in herzlich gerader Weise um Vergebung und ließ nun auch, als sich derselbe wieder zurückgezogen, keinen Laut mehr von sich hören.

„Der Leib gehört der Erde, die Seele dem Himmelszelt; der Rock bleibt in der Welt! — Ein schöner Sinn, ein erhabener Trost!“ sprach Ludolf gedankenvoll an dem Ufer des deutschen Stromes hinschlendernd. „Ja ja; erst wenn der Staub zerfällt und die letzten rauhen Stürme des Lebens verklungen sind, schwingt sich durch des Grabes Dämmerung die befreite Seele zum Himmelszelte auf.“ Der Sinn dieses Liedes hatte ihn auf einmal wieder recht heiter gemacht. Mit neuem Muthe lauschte er leisen Stimmen, die von einem schönern Leben sprachen, und er beschloß auch ferner ohne Zagen keck den Strom des Schicksales zu durchschwimmen und an jeder Klippe die Kraft, die ihm Gott verliehen, zu versuchen. Unter solchen Gedanken hatte er sich von seinen ausgestellten Posten immer weiter entfernt; da wurde er plötzlich durch nahende Fußtritte in die gefahrreiche Gegenwart zurückgerufen. Die Annäherung eines Feindes ahnend zog er rasch den Degen und hielt die scharfe Spitze einer weißen Gestalt entgegen, die bereits nahe vor ihm stand und ihm furchtlos in das flammende Auge blickte. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Es schien ihm, als stände ein geistiges Wesen von Nebelduft und

Sterneuglanze umfloßen vor ihm. Er senkte den Degen, rieb sich die Augen, die bei dem Gedanken an sein in dem Schicksalsstrudel untergegangenes Glück einige Thränen umflort hatten, und erkannte hier in der Gegend blutiger Kämpfe zur Mitternacht eine bleiche schöne Frauengestalt im Nachtgewande, die ein etwa fünfjähriges Kind auf dem Arme trug. Er wußte nicht, ob er träumte oder wachte; denn die Dame war keine andere als Helene. Auch ihre bleiche Miene verklärte sich jetzt. Ihre Augen glänzten lebhafter. Indem sie aber Ludolf anblickte, sa sie sich auf einmal in die fernen Gefilden seliger Erinnerung zurückversetzt. „Ludolf!" „Helene!" so bebte es jetzt von Beider Lippen; dann faßten sie sich mit der Würde und Kraft edler Seelen; und Helene, die nun mit stürmischer Gewalt seine Hand ergriff, rief „Gott sandte mir in Ihnen einen Engel! O rasch, Herr von Eichenhain! ich beschwöre Sie, schaffen Sie mich über den Rhein!"

„Um Gottes Willen, was ist Ihnen?" fragte Ludolf ängstlich. „Sind Sie in Sorgen? Beruhigen Sie sich; ich halte hier an dem Rheinufer nicht allein Wache." So sprechend wollte er ein Zeichen geben, das die Posten schnell um ihn versammelt hätte. Doch Helene wehrte es ab, und setzte sich, weil sie sehr erschöpft war, auf einen nahen Rasen unter eine Silberpapel. Eichenhain that ein Gleiches; und nun erzählte sie ihm kurz gedrängt, daß sie mit ihrem Manne, den sein Uebel glanz blödsinnig gemacht und der seit dem unseligen Hochzeitsfeste bis zur Stunde gelähmt und siech geblieben, nach dem Rathe der Aerzte vor einigen Wochen nach Baden-Baden gereist sei. „Als ich ihn treuer sorgsamer Pflege übergeben, schiffte ich," sagte sie, „über

den Rhein um eine Freundin dort auf ihrem Landgute zu besuchen, damit einmal meine Thränen an einer treuen Brust wieder frei meinem Unglücke fließen könnten. Leider war sie nicht zu Hause; da mir indeß die Dienerschaft sagte, daß sie kaum mehr zwei Tage ausbleiben würde, so verweilte ich, beschloß aber schon den ersten Tag um den Zudringlichkeiten eines französischen Offizieres zu entgehen nach Baden zurückzukehren. Da kam mir plötzlich vor ein paar Stunden die Kunde zu, daß mein Mann im Bade auf den Tod erkrankt sei. Wunderte es mich auch, da ich ihn besser, als ich ihn seit Jahren gesehen, verlassen hatte, so wollte ich doch im Augenblicke abreisen. Doch der französische Offizier that mir auf die unartigste Weise Einsprache, sagte, der Kranke könne auch ohne mich sterben und ich möge nur hübsch bei ihm bleiben. Ich würdigte ihn keiner Antwort. Als er nun aber der Dienerschaft, die auf mein Ersuchen Anstalten zur Reise traf, solches geradezu verbot und mich mit tückisch süßer Höflichkeit auf mein Zimmer verwies, da stieg meine Angst auf das Höchste. Ich sah mich in den Händen eines erglühenden Wüstlinges und flehte Gott um Rettung an. Trostlos zog ich das Reisekleid aus, verschloß mich in meinem Schlafgemache, legte das gute Kind zur Ruhe nieder und blickte rathlos in die Nacht hinaus. Da hörte ich ein Gespräch, das ein Stockwerk unter mir bei offenem Fenster geführt wurde und mir die ganze abscheuliche Absicht des französischen Bösewichts enthüllte. Jeder Augenblick Aufschub drohte meiner Ehre Gefahr; und als ich in das Nebenzimmer trat und dort meine Kleider, wahrscheinlich um meine Reise unmöglich zu machen, entwedet sah, nahm ich das

schlummernde Kind auf meine Arme, verließ das Zimmer und ging leise die Treppe hinab. Die Hauspforte war nur angelehnt, und so gelangte ich mit Gottes Hilfe ins Freie. In athemhemmendem Laufe eilte ich fort bis hieher, wo ich Sie traf, und bitte jetzt dringend um die Ueberfahrt.“ Während sie so sprach, erhob sie Hände und Blicke flehend zu Ludolf Der Mond beleuchtete mit seinem magischen Schimmer ihr todtenbleiches Antlitz, aus dem jedoch der Seelenschmerz ihre Schönheit noch nicht verwischt hatte. Die Sterne streuten ihr Licht wie geistigen Silberregen auf sie herab. Die Schatten der im Winde rauschenden Blätter spielten und gaukelten zu ihren Füßen wie phantastische Gestalten körperloser Wesen. Ihr aufgelöstes wallendes Haar erhöhte noch das Geisterhafte ihres Aussehens, so daß den stürmisch aufgeregten Ludolf ein frommer Schauer überlief. Es war ihm, als säße er vor einer Heiligen.

„Wahrlich, diese Franzosen sind wahre Giftschwämme!“ rief Ludolf entrüstet aus und bedauerte nur, als er erfuhr, daß jenes Landgut kaum eine Stunde weit entfernt sei, daß er seinen Posten nicht verlassen könne, um den Frechen zu züchtigen. Sanft hob er dann das kleine Mädchen auf den Arm; und als er ihr die Locken aus der schweißtriefenden Stirne strich und in ihr engelholdes Antlitz blickte, traten die Bilder aus jener Bodenkammer zu Königsberg, wo das Kind mit dem Todtenantlitze des Vaters spielte, vor seine Seele. Eine Fügung des Himmels schien es ihm, daß Helene, die Tochter jenes unbarmherzigen Kaufmannes, dessen verabscheuungswürdiger Geiz diese Familie in Tod und Verderben gestürzt, das liebe kleine Mädchen in ihren Schutz genommen hatte. Was mußte die

edle Helene bei dem Anblicke dieses zarten Geschöpfes empfinden, das der ihr einst verlobte Theure grundlosem Elende entriß. Wie mußte das Bild des Vaters, der auch sie namenlos elend gemacht, bei dem Hinblicke auf die Waise vor ihr stehen! Was mußte sie empfinden, wenn das kleine Mädchen von den Eltern und Geschwistern redete und mit Thränen in den Augen fragte, woran sie gestorben seien! Sprach dann ihr Mund auch begütigend zu dem Kinde, so riefen doch tausend Stimmen in ihrem Innern: „An der Härte meines Vaters!"

Unter solchen Gedanken war Ludolf mit dem Kinde auf dem Arm neben Helenen an dem Ufer des Rheinstromes abwärts geschritten. Der Himmel hatte sich unterdessen von Westen her mit dunkeln Wetterwolken überzogen. Als er jetzt an einer dazu geeigneten Stelle zu dem rauschenden Strome niederstieg und einen stets bereit stehenden Fischernachen losband, rollte dumpfer Donner durchs Gewölke, und über die Flut des Rheinstromes zuckte ein rascher Blitz. Kaum hatte Ludolf, der um das Ruder leichter zu handhaben seine Kriegstracht ausgezogen, vom Ufer abgestossen, so blitzte es im nächsten Gebüsche auf. Der Knall eines Gewehres hallte durch die Nacht und an Ludolfs Schläfen pfiff eine Kugel vorüber. Helene, die bei dem Knalle Böses ahnend zusammenfuhr, blickte nach dem Ufer hin und erkannte bei dem Leuchten eines Blitzes den Kopf des Franzosen, vor dem sie geflüchtet und der sich eben hinter dem Gebüsche erhob. „Ha der Elende!" rief sie in mächtiger Bewegung aus und barg das weinende Kind in ihrem Gewande. Erst als der Nachen in Mitten des breiten Stromes schwamm, athmete sie leichter.

Ludolf, der kräftig das Ruder führte und das Fahrzeug mit starker geübter Hand mitten durch den raschen gewaltigen Wasserzug lenkte, redete kein Wort, bis er jenseits angelangt mit freundlich wehmüthigem Lächeln Helenen und das noch immer vor Angst zitternde Kind an's Land setzte. Als er den Nachen, der ihn wieder in das Land der Feinde zurücktragen sollte, an dem Strauchwerke fest gebunden, ging er einer Stelle zu, wo unferne vom Rheinufer auf anmuthiger Höhe der Schornstein eines niedlichen Häuschens rauchte. Es war das Eigenthum einer ziemlich wohlhabenden Fischerfamilie, die Ludolf sammt und sonders als wackere Leute kannte. Dahin führte er Helenen, und der treuherzige alte Fischer war auch gerne bereit die schöne bleiche Frau trotz des losbrechenden Wetters in einem gedeckten Wägelchen nach Baden-Baden zu bringen. Während nun ein Sohn des Fischers ein wohlgenährtes Pferd aus dem Stalle führte und sich zur Abfahrt anschickte, bat Ludolf die ihm einst Verlobte, mit der er allein auf dem Söller stand, um eine Locke. „Verweigern Sie mir dieß Andenken nicht" sprach er mit rührender Bitte. „Gleich einem Talismane werde ich sie auf dem Herzen tragen. Ich bitte um eine Locke, um bei ihrem Anblicke den rauhen Eingriff des Schicksals in die Harmonie und die Thränen in dem Trauerblicke zu verschmerzen."

„Ja, unsere Trennung war ein rauher Eingriff in die Harmonie unserer Seelen" sprach Helene wehmüthig und ging schweigend in die Stube, wo die Fischerin gerade allein saß. Sie bat um eine Scheere und schnitt sich eine schöne Locke aus der reichen Fülle ihres Haares. „Nehmen Sie sie hin", sprach sie, als sie wieder zu

dem harrenden Ludolf heraustrat, und legte dem sie schmerzlich Anblickenden die Locke in die Hand. „Nehmen sie es hin dieses Andenken; ich gebe es Ihnen ohne zu erröthen. Denken sie, wenn Sie in trüben Stunden diese Locke anblicken, daß Sie bei der Trennung von Ihnen wie bei meiner Trauung der Angstschweiß durchrieselte. Denken sie aber dann auch, daß die, die Ihnen jetzt diese Locke gab, gottergeben ihr Schicksal trage und auf das Glück dieses Lebens verzichtend auf schönere Wiedervereinigung jenseits hoffe.“ Diese Worte sprach die Edle mit so viel Bestimmtheit aus, daß auch durch Ludolfs Brust, dem das Herz vor Wehmuth brechen wollte, ein heiliges verklärtes Ahnen zog. Mit stummem Blicke nahm er von ihr Abschied. Bald saß sie mit dem Kinde auf dem Wagen, und als sie bei dem Feuerscheine der Wetterhelle auf die schäumenden Wellen des Rheines blickte, gewahrte sie Ludolf, der mit hoher Anstrengung sein schwaches Fahrzeug durch den mächtig daher brausenden Sturm über den wilden aufrauschenden Strom lenkte. Auch er schaute nach dem Ufer zurück; ein Lebewohl trug der Wind zu ihr herüber. Als nun immer rascher Blitz auf Blitz die Nacht erhellte, so sah sie noch geraume Zeit das kleine Fahrzeug, das einen gar edlen Schiffer trug, auf den vom Sturme gehobenen Wellen schwanken. Leise betete sie für den Schiffer, wie sie auch den Himmel anflehte die Schmerzen des Kranken in Baden-Baden zu lindern.

Seit dieser Fahrt über den Rhein vernahm Ludolf nichts mehr von Helenens Geschick; doch die Locke trug er stets gleich einem Talismane auf dem treuen trauernden Herzen. Sie an die Lippen pressend stand er auch am 16. Juni 1815 auf dem schon in frühern

Kriegen mit Blut gedüngten Boden zwischen Maubeug und Namur, wo dem niederrheinischen und dem niederländischen Kriegsheere vom Geschicke vorbehalten war den letzten entscheidenden Kampf gegen Napoleon zu kämpfen. Es war spät am Abende und die große blutige Schlacht bei Ligni bereits geschlagen. Ein trüber Mond blickte auf das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld nieder, und Ludolf, den an diesem blutigen Tage der Tod, der furchtbare Würger von tausend und tausend Leben verschont hatte, schaute sehr bewegt über die Walstatt hin Mit schmerzlichem Lächeln drückte er die Locke, die er damals von Helenen erhalten, an seine Lippen, und da ihm eine innere Stimme zurief: „Bald bist du mit Helenen vereint" so glaubte er, sie sei todt, und so gewaltig wie noch nie erfasste auch ihn die Ahnung eines nahen Todes.

X.

Unser Leben ist nicht immer
ein verschleierter April;
Endlich lacht der Hoffnungsschimmer
und das trübe Meer wird still.

Burmann.

Fünf Stunden lang hatte Marschall Blücher nach immer erneuten Angriffen das Handgemenge im Dorfe Ligni im Gleichgewichte gehalten. Doch die Uebermacht der Franzosen war zu groß, wie auch die von Wellington dem alten Blücher zugesagten 20,000 Mann Hilfstruppen ausblieben. Bei Quatrebas wich Wellington mit überlegener Macht vor dem französischen Marschalle Ney zurück, weßhalb auch der unglückliche tapfere Herzog von Braunschweig, der in Mitte seiner Schwarzen fiel, sich nutzlos opferte. Umsonst warf sich Blücher immer wieder mit seinen Preußen in das mörderische Feuer Napoleons. Da er endlich das Fußvolk so überlegener Macht weichen sah, griff er noch einmal mit der Reiterei an, wurde aber nach langer verzweifelter Gegenwehr zurückgeworfen und blieb unter seinem todtgeschossenen Pferde besinnungslos liegen. Als der alte

Held stürzte, war außer seinem Adjutanten dem Grafen Nostitz Niemand bei ihm. In dichten Massen jagten die französischen Reiter ganz nahe an ihnen vorüber; doch da die Dämmerung schon eingebrochen war und es auch leicht zu regnen begann, so wurden Beide nicht gewahrt. Da vermissten die Preußen noch zur rechten Zeit ihren geliebten Feldherren, schlugen die französischen Kürassiere zurück und hoben den Gefallenen unter der Last seines Pferdes hervor. Er lebte noch. Als er die Augen aufschlug, fiel sein erster Blick auf die völlige Niederlage seines Heeres; doch Blücher, obgleich ein dreiundsiebenzigjähriger Greis und durch den Sturz hart erschüttert und verletzt, verlor keinen Augenblick den Muth. Bestürzt umstanden ihn die Seinen. Als ihn nun ein Wundarzt womit einreiben wollte, fragte er mit scherzhafter Miene, was er denn da in seiner Flasche hätte; „es sind Spirituosa" antwortete der Arzt. Da riß ihm der Feldherr die Flasche aus der Hand und trank mit den Worten: „Auswendig hat das Ding jetzt keine Zeit zu wirken" den Inhalt aus. Alle Umstehenden lachten. Der alte General wurde nach kurzer Rast jubelnd auf's Pferd gehoben und, als sei nichts vorgefallen, überwachte sein Auge wieder den Schlachtplan. — Mit wunderbarer Schnelligkeit sammelte er Tages darauf die zerstreuten Truppen. Seine Munterkeit, seine väterlichen Scheltworte fachten ihren Muth aufs Neue an, und der wackere deutsche Streiter von echtem Schrott und Korne war hochherzig genug Wellington, den jetzt Napoleons ganze Hauptmacht überfallen, auf den 18. Juni Nachmittages Hilfe zuzusagen. Mit einem geschlagenen Heere that jetzt der alte Feldherr das, was Wellington mit einem

frischen Heere sich nicht zu thun getraut; und indem er Wort hielt, war gewiß der Engländer am Tiefsten beschämt. Um Wellington nahe zu bleiben zog er sich daher auf Wawre zurück und gab auch dem nachrückenden bülowschen Haufen die Richtung zum englischen Heere. Napoleon glaubte, er ziehe sich an die Maas zurück, und ließ ihn daher in dieser Richtung von dem Marschalle Grouchy mit 35,000 Mann verfolgen.

Die Gegend, in welcher das letzte Kriegsheer Napoleons nun seinen Untergang fand, ist im allgemeinen wellenförmig und dem Gebrauche jeder Waffengattung günstig. Im Süden des Waldes, eine Stunde von Soigne, erhebt sich der Höhenzug von Mont St. Jean und zieht sich rechts gegen Braine-la-Leud, links gegen Ohain. In der Tiefe liegt das Dorf Waterloo. Hier hatte der Feldmarschall Wellington sein Hauptlager, nach welchem er auch britischer Sitte gemäß die Schlacht benannte. Ungefähr tausend Schritte entfernt erhebt sich auf dem Höhenzuge das Schloß Hougemont, etwa fünfhundert Schritte davon vor der Mitte auf der Straße nach Quatrebas die Meierei La-Haye-Sainte. Die Gehöfte von Smouhen Papelotte und la Haye liegen etwa tausend Schritte nach der linken Seite. Im Rücken der englischen Stellung vereinten sich die Straßen Nivelles und Quatrebas, welche letztere erhöht ist, so daß sie den links und rechts sich abdachenden Grund beherrscht. Von Braine-la-Leud führte einer der vielen Feldwege, welche die Gegend durchschneiden, längs der englischen Stellung nach Papelotte hin, und wo dieser Feldweg die Straße kreuzt, erhebt sich ein Hügel mit einem hohen laubdichten Baume,

unter dem Wellington sich an dem ewig denkwürdigen Schlachttage größten Theiles aufhielt und die Schlacht leitete. Von diesem Punkte übersieht man nämlich die vorliegende Gegend weit und breit, und nur links begrenzt der Wald von Paris die Aussicht.

Napoleon, der nicht dachte, daß die von dem französischen Marschalle Grouchy seiner Meinung nach völlig aufgeriebenen Preußen den Engländern beistehen würden, beeilte sich nicht Wellington anzugreifen und benützte den ganzen Morgen des 18. Juni zu einer pomphaften Aufstellung seines Heeres. Ungefähr 2500 Schritte von der Stellung Wellingtons hatte er seine Mannschaft fächerartig geordnet und eine vollkommene Paradestellung gleichsam wie zur Schau entwickelt. Da er sonst so viel wie möglich seine Streitkräfte zu verbergen gesucht, so verwunderten sich auch seine alten Krieger wegen dieser neuen Schlachtordnung und flüsterten sich zu, daß der Kaiser seines Sieges völlig gewiß sein müßte. Doch Napoleon, der bei der Aufstellung einer so ungeheuern Frontschlacht darauf rechnete, bei den Truppen der Gegner einen entmuthigenden Eindruck hervorzubringen und dagegen den Muth der eigenen Truppen durch den Anblick ihrer Stärke zu erhöhen, ließ Musikbanden Lieder spielen, die seinen Soldaten das Andenken an hundert erfochtene Siege zurückriefen. Das Fußvolk hob die Tschakos auf den Bajonneten, die Reiter ihre Helme auf den Säbeln empor. Hoch begeistert jubelten Alle unter dem Schmettern der Trompeten und dem Wirbeln der Trommeln dem Kaiser zu. Die Erde schien stolz darauf zu sein, so viele kampfmuthige Krieger zu tragen. Das Schauspiel war auch so großartig, daß es auf

den Feind, der so aufgestellt war, daß er die Truppen bis auf den letzten Mann sehen konnte, einen mächtigen Eindruck hervorbrachte; denn das französische Kriegsheer schien um das Doppelte zahlreicher zu sein, als es wirklich war.

Noch immer in der Meinung stehend, Wellington werde der Schlacht ängstlich ausweichen, hielt Napoleon jeden Augenblick, der auf Einziehung näherer Erkundigungen verwendet würde, für verloren und gab nur Befehl über Befehl, die noch entfernten Truppen möglichst schnell herbeizuziehen. Einige hohe Offiziere versuchten es, ihn von dem Angriffe abzuhalten, da er die Stärke seiner Gegner noch nicht kenne, wie sie auch von der Absicht des preußischen Kores sprachen sich über Wawre mit dem englischen Heere zu vereinen. Alle Vorstellungen waren umsonst. Trotzig bestand Napoleon auf dem Angriffe, so daß seine unbefangensten Begleiter sagten: „Als er noch der große Napoleon war, fragte er nach Allem, untersuchte Alles und bildete sich danach eine Meinung. Doch seit der Zeit, wo sein Unglück anfing, hat er seine Meinung fertig ohne die Verhältnisse zu kennen und ohne sie zu erforschen.“ Allgemein wird angenommen, daß dieser Starrsinn auch in der Schlacht von Waterloo seinen Untergang am meisten beförderte.

Stürmisch gestaltete sich das Wetter. Als die Franzosen von der Höhe bei Belle-Alliance auf das Vorwerk Hougemont den Angriff begannen, war es Mittag zwölf Uhr. Einzelne Gußregen fielen nieder und Napoleon, der sich darum nicht kümmerte, ging auf einem in geringer Entfernung von Kaillon liegenden Hügel unruhig auf und nieder. Von dort aus

konnte er alle Bewegungen übersehen. Da sein Plan dahin ging die feindliche Mitte zu durchbrechen und so die Schlacht rasch zu entscheiden, so beauftragte er Ney, dessen Heldenmuth er kannte, mit diesem Wagestücke. Da erblicktie man plötzlich in der Richtung von St. Lambert einen schwarzen Punkt. Napoleon meinte, es wäre Grouchy; als er aber erfuhr, daß es die Preußen unter Bülow seien, so mußte ihnen Ney über die Hälfte seiner Truppen entgegenschicken, und so unterblieb jenes Vorhaben. Jetzt wagte Herzog Wellington auch seiner Seits einen furchtbaren Angriff; doch bald stemmte sich die Schlacht und stundenlang rang in wüthender Erbitterung Mann gegen Mann. Immer heftiger erneuerten die Franzosen ihre Angriffe. Als um fünf Uhr Abends die ganze französische Reiterei auf den Mittelpunkt der Engländer lossprengte und Alles wie ein Hagelwetter vor sich niederwarf, wichen die Engländer vor dem furchtbaren Stoße zurück. Schon war die Straße nach Brüssel mit den Vorzeichen des Rückzuges bedeckt; doch die starke Seele des englischen Feldherrn wollte den Kampf nicht verloren geben. Seinem Plane bis zur Ankunft der von Blücher verheißenen Hilfe in der Vertheidigung zu verharren treu, bot er mit verzweifelter Entschlossenheit alle Kräfte auf. Doch die Stöße der französischen Reiterei wurden immer furchtbarer, Napoleons Adler erhoben sich noch einmal bis zur Sonne. Da vernahm man plötzlich von Wawre her starken Kanonendonner. „Das ist Grouchy!“ rief Napoleon voll Freude aus; denn er hatte diesem Marschalle wiederholt befehlen lassen so schnell als möglich zu kommen. Doch es war nicht Grouchy, — es war Blücher. Die ge-

treuen Truppen des grauen Feldherrn eilten durch Kampf und die grundlosen Wege erschöpft im Regen daher. War auch der Weg von Wawre, wohin sie versprengt waren, bis Waterloo, wo jetzt Wellington hart bedrängt kämpfte, kein weiter, so war er doch unter solchen Umständen sehr schwierig. Reihenweise sank die alte schlesische Mannschaft vor Müdigkeit um, und die Kanonen blieben so tief im Boden stecken, daß fast übermenschliche Kräfte aufgeboten werden mußten sie vorwärtszubringen. Doch der Feldmarschall Blücher, dem noch jedes Glied von den erhaltenen Quetschungen schmerzte, war überall zugegen und flehte mit väterlicher Innigkeit die hingesunkenen Krieger an. „Kinder, wir müssen vorwärts! habe es versprochen! Hört ihr wohl! Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich wortbrüchig werde?“ So rief der Wackere in schmerzlichen Sorgen sein Wort nicht lösen zu können. Ueberall erscholl sein „Vorwärts!“ anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall flogen seine Blicke und Worte fördernd umher. Wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich selbst gegenwärtig. Doch all diese Anstrengungen gaben noch immer nur geringe Aussicht, daß man zur rechten Zeit auf dem Kampfplatze anlangen würde. Da jetzt auch ein Offizier nach dem andern heransprengte und von dem Gange der Schlacht, wie von Napoleons übermächtigem Andrange Nachricht brachte und berichtete, wie sehr man sich nach der Ankunft der Preußen sehnte, da redete Blücher seine Krieger noch einmal mit tiefer Bewegung und Kraft an, so daß bald Alles unaufhaltsam vorwärts drängte. Schon aus weiter Ferne ließ er seine Kanonen donnern, um den Engländern

frischen Muth einzuflößen, bis endlich zwischen sechs und sieben Uhr Abends die ersten vorangeeilten Preußen das Corps Ziethens, sich wüthend auf den Feind stürzten. Das war Hilfe zur rechten Zeit; denn die Linie Wellingtons war sehr erschüttert. Ueber 10,000 Mann waren bereits getödtet, fast eben so viele verwundet, einige tausend neue Soldaten aber aus dem Bereiche der Kugeln fortgeeilt. Man kann annehmen, daß gegen halb sieben Uhr nicht mehr als vierzigtausend auf dem Schlachtfelde unter Waffen standen, so daß Napoleon aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt die Schlacht gewonnen hätte, wenn nicht das Corps des Generales Bülow und Fürst Blücher mit seinen Getreuen angelangt wären. Die Kraft dieser beiden Feldherren glaubte Napoleon vernichtet zu haben. Sie machten auf ihn den Eindruck unheimlicher Gespenster. Eine böse Ahnung ergriff ihn jetzt, und selbst seine alte Garde zum Sturme führend ließ er seine Truppen noch einmal in vier gewaltigen Vierecken gegen den Mittelpunkt der Engländer vorrücken, um durch diese letzte Anstrengung ihre Linie zu sprengen. Der Marschall Ney, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, führte die Grenadiere zu Fuße mit gezogenem Degen an. Die erste Linie der Engländer wurde durchbrochen. Frischer Muth befeuerte das französische Heer; denn Napoleon hatte verkünden lassen, es nahe der Marschall Grouchy und kurze Mannhaftigkeit werde den Sieg entscheiden. Doch dieser stand, als man seine Ankunft meldete, durch undeutliche Weisungen irre geleitet noch bei Wawre an der Diele, was eben so viel galt, als ob er mehrere Tagreisen von dem Schlachtfelde entfernt gewesen wäre. Der Angriff der Franzosen wurde von den

Engländern zurückgworfen, und die Preußen, von denen sich jeder Einzelne wie ein Held schlug, jagten bereits den rechten Flügel der Franzosen unter Trommelschlage vor sich her. Von neuen Hoffnungen erfüllt befahl jetzt auch Wellington den Angriff, so daß Napoleon sich bald von zwei Seiten gefaßt sah. Da drehte sich die französische Heeresmacht im verworrenem Kreißel und zerstreute sich in wilder Flucht. Nur General Kambrone, der die alte Garde führte, hielt Stand. Von Bülows Reiterei umringt rief er, als man ihn aufforderte sich zu ergeben: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!" und bald darauf waren die alten Besieger Europas unter den furchtbaren Hieben der erbitterten Feinde gefallen. Mit starrem Blicke weilte Napoleon einige Zeit in dem letzten Vierecke seiner Garden und schaute mit einem Auge so glanzlos wie das einer Leiche in den Gräuel der blutigen Verwirrung vor und neben ihm. Auf allen Seiten sanken seine Getreuen neben ihm nieder. Doch ihn mied der Tod, den er suchte, und nur durch das Andringen Soults und Drouots, die ihm zuriefen, daß die Rettung des Vaterlandes von seiner Person abhinge, konnte er endlich zur Flucht bewogen werden. Nach seinem Verschwinden war die Vernichtung des französischen Heeres völlig beendet; denn es gab keinen Befehl, keinen Gehorsam mehr. Die Nacht erhöhte die Verwirrung. Das Schlachtfeld mit Allem, was sich darauf befand, fiel ohne fernere Gegenwehr den Siegern zu.

Auf dem Vorwerke von La belle Alliance, das ein einzelner Hof und eine Fuhrmannsherberge war, reichten sich Blücher und Wellington die Hand. Ich werde

diese Nacht in Bonapartes Zelte schlafen„ sagte Wellington; „und ich werde ihn aus seinem heutigen verjagen“ lachte Blücher. Der Heldengreis drang nun darauf, daß die letzte Anstrengung zur Verfolgung des Feindes aufgeboten würde. Die Preußen, denen die Begeisterung Flügel lieh, vergaßen auch wirklich die furchtbaren Anstrengungen von vier so heißen blutigen Tagen. Von einer mondhellen Nacht begünstigt verfolgten sie die Franzosen mit so glühendem Eifer, daß noch eine große Anzahl Gefangener und eine überaus reiche Beute in ihre Hände fiel.

Beinahe wäre Napoleon selbst gefangen worden; denn in Genappe, welches einen langen Engpaß bildet, der mit einer Brücke über ein Flüßchen endet, waren die Preußen schon so dicht hinter ihm, daß er seinen Wagen verließ und sich in dem Augenblicke, als Blücher mit seinen Verfolgern am Wagen anlangte, auf einem flinken Pferde rettete.

Unter heiterm Scherze nahm der graue Feldherr Napoleons Hut, Degen und Ordensstern und Alles, was er in der Eile noch zurückgelassen, in Empfang, gab eine Menge der kostbarsten Juwelen, Gold und Geld seinen tapfern Kriegern Preis und behielt nur Mantel, Fernglas und Wagen für sich. In demselben Hause, in welchem er zu Genappe abstieg, befand sich im Erdgeschoße der General Duchesme tödtlich verwundet. Der Fürst besuchte den feindlichen Helden und ließ ihm alle nur mögliche Sorgfalt angedeihen. Sie war jedoch vergebens. Nach dem Tode dieses Tapfern, von dem er bis zum letzten Athemzuge nicht wich, ließ er, um die wenigen Stunden der Nacht, die noch übrig waren, zu Diktiren von Befehlen und zur Erstattung

von Berichten an seinen Fürsten verwenden zu können, von dem Grafen Gneisenau die Verfolgung des Feindes fortsetzen. Unaufhaltsam war jetzt Napoleons Flucht. Wo sich die Franzosen auch lagern mochten, wurden sie in Dörfern und Wäldern, so wie auf dem freien Felde nacheinander durch den Schall der preußischen Feldhörner, das Wirbeln der Trommeln und das Knallen der Büchsen aufgejagt, so daß sie immer rastlos weiter eilten, ohne auch den geringsten Widerstand zu leisten.

Schon wandte sich die Nacht gegen den Morgen, und noch immer dauerte das Verfolgen fort. Von mehreren Stabsoffizieren umgeben ritt Gneisenau an der Spitze der verfolgenden Preußen; doch die Schaaren wurden immer dünner, besonders die des Fußvolkes, die am meisten ermattet waren. Nur ein Tambour schlug noch seine Trommel. Als auch dieser nicht mehr weiter konnte, so setzte man den Ermüdeten in der frohen Laune des Sieges auf eines der an Napoleons Wagen gespannten Pferde mit der Weisung fortwährend die Trommel zu rühren. Auf's Neue zog man so unter Siegesruf und Trommelschlag vorwärts. Fast nirgends stieß man mehr auf einen Widerstand des Feindes. Nur als der Zug über Quatrebas auf Frasne vorging, wurde er durch feindliche Reiterei, die in seinem Rücken quer über den Weg sprengte und im Vorbeijagen die Karabiner und Pistolen auf ihn abfeuerte, etwas aufgeschreckt. Hier sank der wackere Albrecht seinem Freunde Ludolf in die Arme. Eine feindliche Kugel war ihm Hand breit über dem Herzen in die Brust gedrungen. An dem schmerzlichen Zusammenzucken des in seinen Armen Blutenden ersah

der bestürzte Freund, daß er eine tödtliche Wunde erhalten.

„Sollte dich der Tod, dem du wohl hundertmal an meiner Seite die Stirne gezeigt, jetzt, da die Wetter des Krieges verstummen werden, ereilen? Solltest du jetzt sterben, da die Feinde fliehen und Deutschland erlöst ist? Freund! Freund!" rief er ihm erschüttert zum versagenden Gehöre. „Ermanne dich, schlag auf das Auge!" Doch Albrecht, den der Schmerz der Wunde betäubt, und bei dem nur ein leises Zucken der Nerven und Gesichtsmuskeln anzeigte, daß er noch lebte, antwortete nicht. Von Theilnahme und Schmerz hingerissen nahm ihn Ludolf auf seine Schulter und eilte mit der theuern Last nach einem unfernen Häuschen hin, durch dessen niedrige Fenster ein matter Lampenschein wie von dem Lager einer Leiche herüberschimmerte.

In einer stillen Kammer auf einem reinlichen Bette kehrte dort Albrecht bald wieder zum Bewußtsein zurück. Sein dankender Blick traf zuerst den Freund, der ihm die Wunde, die sich nach genauer Untersuchung keineswegs tödtlich zeigte, verband.

„Fliehen sie noch immer?" fragte er beim Erwachen leise; und als ihm Ludolf bewegt entgegnete: „Sie fliehen, Deutschland ist erlöst und du wirst leben, um dich der errungenen Befreiung zu erfreuen," da zuckte ein seliges Lächeln um seine Lippen. Ein leichter Anflug von Röthe glitt über sein Antlitz hin; dann sank er von der Ermüdung und dem Blutverluste erschöpft, doch dießmal zu stärkendem Schlummer, wieder in die Kissen zurück. „Still, liebe Freunde!" sagte Ludolf zu den biedern Bauersleuten, die in menschenfreundlicher Theilnahme das Lager des Verwun-

deten umstanden „Ruhe thut dem Leidenden jetzt am meisten wohl.“ Da drang wieder ein entsetzliches Geschrei an sein Ohr, das er schon einigemal, während er sich mit dem Verwundeten beschäftigte, mit stillem Grauen vernommen hatte. Er fragte um die Ursache und erfuhr von dem Hauswirthe, daß sich ein verwundeter schrecklich aussehender Mann vor ein paar Stunden zu seiner Hütte hergeschleppt habe und in der Scheune seitdem vergebens nach einem Arzte rufe. „Wir fürchten ihn,“ sagte der ehrliche Alte; „denn er geberdet sich, Gott verzeihe mir meine Rede, wie ein Verdammter.“

Der Drang jedem Leidenden zu helfen war bei Ludolf zu mächtig, als daß er nicht sogleich zu dem Unglücklichen hingeeilt wäre. Als er den Wunsch aussprach dem Verwundeten beizustehen, steckte der alte Landmann ein Licht in eine Leuchte, während sein Weib Essig, Wasser und reine Leinwand zur Hand nahm.

„Wie gesagt,“ sprach das gemüthliche Weib, „wir hätten ihm gerne Hilfe geleistet; doch er schlägt und stößt wie ein Toller um sich, heißt uns ein dummes Gesindel und ruft immer nur nach einem Arzte, dem er tausend Dukaten bietet, wenn er im Stande ist, ihn zu retten.„

„Wenn es möglich ist, so rette ich ihn mit Gottes Hilfe, ohne daß er tausend Dukaten einzusetzen braucht. Ist er so reich, so mag er es den Armen geben; dann hat er Gottes Lohn.“ So sprechend ging Ludolf mit den Leuten nach der Scheune hin. Als die gesprächige Hausfrau auf ihre Frage von ihm erfuhr, daß er ein Arzt wäre, so war ihre Freude groß Sachte öffnete sie das Thor der Scheune und rief in das Dunkel hinein

„Lobet Gott, armer Leidender; wir bringen euch einen Arzt." Die Leuchte brannte zu düster, um gleich beim Eintritte die nächsten Gegenstände deutlich unterscheiden zu können. So sehr Ludolf sein sonst scharfes Auge auch anstrengte, so gewahrte er doch nur einen dunklen zusammengeballten Klumpen, der auf einem Heuschober sich zitternd hin- und her bewegte. In der Scheune waltete eine tiefe Stille, die nur von Zeit zu Zeit von einem kläglichen Gewimmer unterbrochen wurde, das, wenn es in stöhnendes Geheul überging, mit Grauen erfüllte.

„Höret, wir bringen euch einen Arzt," rief schaudernd wieder die Bäuerin.

„Ha, einen Arzt! einen Arzt!" jammerte es aus dem Heue. „Schnell — Hilfe — Hilfe! sonst kommt der Arzt zu spät. Doktor, ich gebe Ihnen tausend, oder ist Ihnen das nicht genug, zehntausend Dukaten, wenn sie mich retten, und wenn ich mein Leben lang Krüppel bleibe. Nur das Leben erhalten Sie mir! Herr, ich bin ein reicher Mann; ich kann — ich will nicht sterben!"

„O unerforschlicher Gang Gottes!" rief Ludolf von Schmerz und heiligem Schauer erfüllt aus. Er hatte den Ton dieser Stimme erkannt. Von einem Gefühle, das mehr als Ahnung war, nahm er dem Hauswirthe rasch die Leuchte aus der Hand, hielt sie schräge über das todtenbleiche Antlitz des Verwundeten und trat entsetzt vor diesem fürchterlichen Anblicke zurück.

Der nach Hilfe Rufende war kein Anderer, als der reiche Kaufmann Knauser, den endlich nach langen Jahren, die er in Lust und Sünden verlebt, die wohlverdiente Strafe und Vergeltung ereilte. Sein wohl-

genährter runder Leib war mit Blut und Schaum, den er aus dem krampfhaft verzogenen Munde stieß, bedeckt. Seine Glieder, die ihm das Wundfieber bald ausdehnte bald zusammenzog, zitterten. Seine Brust war bald hoch wie zum Springen gehoben, bald platt wie ein Brett eingedrückt Seine Augen rollten starr und schrecklich umher; um seine Lippen, auf denen sich schon dunkle Brandflecken zeigten, zuckten in Schlangewindungen das entsetzliche Gefühl der Verzweiflung hin.

Es war diesem Manne stets gleichviel gewesen, wem er Dienste leistete, wenn nur das Geschäft, dem er sich unterzog, Geld eintrug. So war er denn ein geheimer Lieferant der Franzosen geworden. Die Furcht eine Lieferung, an der er Tausende zu gewinnen hoffte, möchte nicht so, wie er es wünschte, beim feindlichen Heere anlangen, veranlaßte ihn dem Wagenzuge selbst zu folgen. Da riß ihm, als die Franzosen von den Siegern verfolgt wurden, eine Kartätschenkugel den rechten Arm von der Schulter. Obgleich ihn angeborne Feigheit bei seinem Unternehmen Böses ahnen ließ, so konnte er sich von seinem Mammon doch nicht trennen. Denn Geld war sein Alles, sein einziges Ziel, wofür er jeden Augenblick seine Seligkeit einsetzte. Was nach dem Leben aus dem Menschen werden möchte, darum kümmerte er sich nicht, weil ihm ein Fortbestehen nach Verwesung des Leibes, seines einzigen Freundes, den er mit ängstlicher Sorge pflegte und jeden Augenblick betrachtete, unmöglich schien. Ueber ein Fortbestehen der Seele lachte er bei jeder Gelegenheit, weil er sich ein rein geistiges Fortleben ohne den Leib, jenes genußsüchtige wiederkauende Thier, das ihm so wonnevolle Stunden bereitet, nicht denken konnte.

„Welche Seligkeit könnte ohne die Lust des Körpergefühls winken," rief er oft bei wohlbesetzten Tafeln, den vom Uebergenusse angefüllten Leib in üppigen Pfühlen wiegend. So täuschte sich dieser Unglückliche von Jahr zu Jahr, bis endlich der Tag der Vergeltung anbrach, der ihm den feisten Leib zerriß und in seiner röchelnden Brust die Zweifel erhob, ob ihn wohl dießmal sein aufgehäuftes Gold dem Untergange werde entreißen können. Jetzt erst von dem Tode an der Wurzel gepackt, fühlte er unter entnervenden Schauern, daß er eine unsterbliche Seele habe, die sich fürchtete, in das so oft verhöhnte Jenseits hinüber zu treten. In funkelnd nebelhaftem Gemengsel verschwamm Alles vor seiner versagenden Sehkraft. Er erkannte den vor ihm knieenden Ludolf, der, gewaltig ergriffen, seine Verletzung untersuchte, nicht, und rief wiederholt: „Herr, retten Sie mich; ich will mit Ihnen mein Vermögen theilen. Nur das Leben, das edle Leben, Herr, erhalten Sie mir!" Nicht ohne eine Anwandlung von Entsetzen blickte Ludolf auf den aufgegebenen Mann, der sich wie ein Wurm auf dem Heu dehnte und krümmte; dann sagte er zu den zaghaft ihn umstehenden Bauersleuten: „Geht in das Haus zurück und laßt mich mit dem Sterbenden allein." Die Leute gingen. Waren auch Ludolfs Worte noch so leise gesprochen, so waren sie doch Knauser nicht entgangen.

„Was sprechen sie von einem Sterbenden!" rief der Unglückselige mit heulender Stimme. „Ich sage Ihnen ja, Herr, daß ich nicht sterben will und daß Sie mich retten sollen, retten müssen, wenn Sie kein Pfuscher sind und berechnen, daß tausend Dukaten eine gute Bezahlung sind."

„Von Geldberechnung und Pfuscherei, wie von Kunst kann hier nicht mehr die Rede sein. Denn Sie zu retten vermag auch der erste Arzt der Welt nicht, und wenn Sie ihm alle Schätze Indiens böten," sprach Ludolf mit ruhiger Würde. „Ihr Leib wird, ehe eine Stunde vergeht, als Leiche da liegen; damit aber Ihre Seele nicht gleich ihm verderbe, so wenden Sie Ihr Gemüth dem Himmel zu Rufen Sie seine Barmher-

zigkeit an, auf daß Ihnen Ihre großen Sünden vergeben werden. Finden Sie auch etwas Hartes, etwas zu Gerades in meiner Rede, so seien Sie doch überzeugt, daß ich es mit Ihnen gut meine. Beten Sie, mein Herr. Gott ist barmherzig." Sofort rief Ludolf aus der Scheune nach einem Geistlichen, worauf ein Knecht sogleich davoneilte.

„Also keine Rettung! keine Hilfe?" jammerte Knauser in herzzerschneidender Weise. Dann rief er: „Beten, ja beten! Glauben Sie, daß mir das Gebet noch hilft?"

„Ich glaube, daß Gott barmherzig ist und stets gnädig das reine Gebet aufnimmt."

„So geben Sie diesen Leuten, die mich vorher umstanden, Geld. Schnallen Sie mir die Geldgurte von meinen Hüften und geben Sie den Inhalt derselben diesen Leuten und ihren Nachbarn und Allen, die tüchtig beten können. Es sind lauter echte Dukaten; um die läßt sich schon etwas beten"

„Schweig, Unglückseliger!" rief Ludolf, ob solcher Rede entsetzt aus. „Entweder redest du irre oder du lästerst Gott!" Voll Theilnahme und Angst, daß der Unglückliche so dahin sterben möchte, beugte er sich dann zu ihm nieder und bot Alles auf, das Herz des Verstockten zu erweichen, indem er ihm erhabene Trostgründe zuflüsterte. Er redete so innig, so erhaben, so liebreich, daß der Jammermann hoch aufhorchte und völlig wieder zum Bewußtsein zurückkehrte.

„Sie glauben also," sprach er sanfter geworden, „daß Gott auch einen großen Sünder, der im Glücke des Lebens selten, fast nie an ihn gedacht, wenn er in der letzten Stunde des Lebens sich reumüthig zu ihm wendet, nicht verstossen werde?"

„Mein Herr, Gott ist gerecht, aber auch unendlich barmherzig. Er ist ja unser aller Vater und will, daß keine verirrte Seele verloren gehe. Auch büßen Sie einen Theil ihrer Schuld durch Ihr schmerzlich blutiges Ende. Daher Herz und Seele zu dem erhoben, der Alles hält! Er wird auch Sie nicht sinken lassen, wie auch Ihre fromme Tochter," setzte er nach

kurzem Schweigen zögernd hinzu, „sie mag noch hier auf Erden oder schon in der Geisterwelt wandeln, nach Ihrem Hinscheiden für Ihr Seelenheil flehen wird.“

Erstaunt wandte bei diesen Worten Knauser, der im Stillen die Barmherzigkeit des Himmels anrief, sein todtenbleiches Antlitz Ludolf zu. Die Leuchte war erloschen und die eben aufgehende Sonne warf die ersten erhellenden Strahlen durch die Luftlöcher des Speichers in die Scheune herein. Jeden Augenblick wurde es heller, und schuldbewußt schloß der Kaufmann vor Ludolf, den er jetzt erkannte, mit einem gepreßten Seufzer die Augen. Thränen quollen unter seinen zitternden Wimpern hervor, und er weinte leise. Wie wohl, wie unbeschreiblich wohl thaten diese Thränen dem Sterbenden, der seit seiner Jugend keine mehr vergossen hatte. Er war ungemein ergriffen. Als er die Augen wieder aufschlug, hatten sie das Starre, das Entsetzliche verloren, wie auch der häßliche Zug folternder Verzweiflung aus seinem Schmerzensgesichte verschwunden war. Mit einem unaussprechlich rührenden Ausdrucke blickte er Ludolf an, ergriff mit seiner unversehrten Linken des jungen Mannes Hand und bat ihn mit fast erstickter Stimme, ihm das zu vergeben, was ihm gewiß so wehe gethan.

„Wehe, Herr, ja recht wehe haben Sie mir und Helenen gethan!“ entgegnete Ludolf mit finster gefurchter Stirn. „Doch nehmen Sie mit diesem Händedrucke die Versicherung, daß ich Ihnen nie geflucht, daß ich jetzt das tiefste innigste Mitleid für Sie fühle und täglich Gott bitten werde, Ihnen zu vergeben.“

„O thun Sie das!“ flehte der Unglückliche, „und wenn Sie meiner armen Helene im Leben wieder begegnen sollten, was ich wünsche, um was ich Sie anrufe, so sagen Sie ihr, welch ein schreckliches Ende es mit mir genommen. Sagen Sie ihr, daß ich unter Todesangst, unter tausend glühenden Thränen sie um Vergebung bitte. Sagen Sie ihr, daß ich ohne Ihren Zuspruch als ein Gottverlassener in Verzweiflung gestorben wäre.“ Einige Augenblicke herrschte jetzt tiefe Stille. Knauser dehnte sich auf seinem Lager, daß seine Glieder krachten. Als der Anfall wüthenden

Schmerzes wieder vorüber war, bat er Ludolf, den Arm um seinen Nacken zu legen. Dann sprach er sehr erschöpft: „Ihr Beistand thut mir wirklich unendlich wohl. Sagen Sie, würden Sie mir wohl eine letzte Bitte nicht versagen?"

„Wenn die Erfüllung in meiner Macht steht," entgegnete Eichenhain voll Rührung, „so haben Sie im Voraus meine Versicherung."

„So antworten Sie mir denn rasch und treu," sagte der mit dem Tode Ringende; „denn ich fühle schon des Todes eisige Kälte im Gebein: Sind Sie meiner lieben Helene noch gut?" Ludolf, der nicht begriff, was der Sterbende mit dieser Frage wollte, schwieg; doch aus dem leisen Seufzer, der seiner vollen Brust entfuhr, wie aus den Thränen, die ihm bei dieser Frage über die Wangen rannen, und aus seinem Antlitze, auf das ein Schatten tiefer Trauer niederfiel, hatte der Frager genug ersehen. „So wissen Sie denn," sagte er mit schmerzlich freudigem Lächeln, „auch mein armes Kind trägt noch wie früher dieselben Gefühle inniger Zuneigung für Sie in ihrer Brust." Daraus ersah Ludolf wohl, daß die, die er todt wähnte, lebe; doch begriff er noch immer nicht, wozu diese Eröffnung des Reuigen führen sollte, da sie doch nur die leicht verharschten Wunden in seiner Brust wieder blutend aufriß. Was mochte daher der edle junge Mann empfinden, als ihm nun der Sterbende mit Zusammenraffung seiner letzten Kräfte sagte, daß Helene seit einem Jahre Wittwe sei und ihn bat, sie zu heirathen. „Sie war nur ihres Mannes K r a n k e n w ä r t e r i n," sagte der immer schwächer Werdende mit einem bedeutungsvollen Blicke, welcher Ludolf, der ihn in seliger Betäubung in den Armen hielt, zu dem Glücklichsten der Menschen machte. „Nehmen Sie sich," sagte Knauser kaum mehr verständlich, „auch des armen Kindes als Vater an, das Helene zu sich genommen und an dessen Eltern ich alle die entsetzlichen Qualen, die ich jetzt leide, wohl verschuldet habe; und seid ihr verbunden, so betet oft für mich; denn ich fühle es in diesem Augenblicke nur zu lebendig, daß ich drüben werde viel zu sühnen

haben." Den Blick nach oben gerichtet, empfahl er jetzt seine Seele der Gnade des Himmels. Auch Ludolf betete leise. Da öffnete sich die Scheune und ein Priester trat zu dem blutigen Lager heran, auf welchem der Verstümmelte eben mit dem gepreßten Rufe: „O Herr, sei mir großem Sünder gnädig und barmherzig!" verschied. Sanft ließ Ludolf den entseelten Leib aus seinen Armen niedergleiten. Nachdem er mit dem Priester noch eine Weile bei dem Heimgegangenen gebetet hatte, bestellte er das Leichenhemd und den Schrein. Da sein Freund noch in tiefem Schlafe lag, so sorgte er dafür, daß die Leiche bald gereinigt und an einen geeigneten Ort gelegt wurde. Nachdem man sie Tags darauf auf dem Friedhofe eingesenkt hatte, theilte er eine nicht unbedeutende Summe an die Armen aus und ließ sich dann mit dem Freunde, der sich wieder so weit erholt hatte, auf einem Wagen zum Heere zurückführen.

Der Feind war aus dem Gesichtskreise gänzlich verschwunden. Die Verfolgung durch Gneisenau und seine Preußen, welche die Zerstreuung der Heermacht Napoleons vollendete, gehörte zu dem Außerordentlichsten, was jemals Krieger geleistet haben. Ungeachtet sie zwanzig Stunden auf den beschwerlichsten Wegen mit unzähligen Hindernissen zu kämpfen hatten, waren sie doch nach der hartnäckigsten und blutigsten aller Schlachten, die sie durchgefochten und gewonnen hatten, unablässig dem Feinde auf der Ferse geblieben. So hatten sie ihn, ohne sich Rast, ohne ihm Ruhe zu gönnen, fortwährend vor sich hergetrieben und die Auflösung, Zerstreuung und Versprengung seiner Leute vollendet. Das Heer, das Napoleon den Verbündeten entgegengestellt hatte, war nach der Schlacht von Waterloo rein vom Schauplatze verschwunden. Wurden auch nicht Alle, die Napoleon in die Schlacht führte, getödtet verwundet oder gefangen, so war doch das Kriegsheer als solches nicht mehr da. Sonnenhell leuchtete das Verdienst der Feldherren Blücher und Wellington. Napoleons Verzweiflungswurf war mißlungen, und Blücher, der nun unaufhaltsam vorwärts drang, stand schon am 29. Juni vor Paris. Napoleon,

der einsah, daß nun seine Rolle ausgespielt sei, hatte underdessen abgedankt und sich nach Rochefort geflüchtet, von wo er nach Amerika überzuschiffen gedachte. Da ihn aber englische Kreuzer, die an der Küste herumschwärmten, in seinem Plane störten, so ergab er sich, aus Furcht an die Bourbonen ausgeliefert zu werden, an die Engländer. Während er sich an Bord des Bellerophon, der ihn unter dem Befehlshaber Maitland als Gefangenen aufnahm, begab, führte der französische Marschall Davoust, der alte Scherge seiner Tirannei, in Paris den Befehl und suchte von Blücher eine vortheilhafte Uebergabe zu erhalten. Doch der alte Krieger antwortete ihm haarscharf: „Sie wissen wohl, was der erbitterte Krieger sich erlauben würde, wenn er Ihre Hauptstadt mit Sturm nähme. Wollen Sie die Verwüstung von Paris etwa auf sich nehmen, wie die von Hamburg?“ Gleich darauf ging nach einem heftigen Gefechte bei Issy Paris über und der preußische General Müffling erhielt am 7. Juli 1815 den Oberbefehl in der Stadt. Nach dem feierlichen Einzuge brachte Blücher bei einem großen Feste, das Wellington gab, den berühmten Spruch aus „Mögen die Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so großer Anstrengung gewonnen ist!“

So war denn endlich nach unendlichem Blutvergießen, nach unzähligen schmerzlichen Opfern, nach unglaublichen Anstrengungen der Friede erkämpft und gesichert. Die ungeheuern Stürme, die über Europa hingefegt hatten, waren vorübergezogen; doch die Erschütterung war wohlthätig. Wie das furchtbare Gespenst der französischen Umwälzung, so war auch ihr Kind, Napoleons dämonische Riesengröße, die wie ein wüster beängstigender Traum durch die Zeit hingeschritten war, entflohen, indem endlich die Völker die lange bleiern darnieder gehaltenen Augenlieder geöffnet und sich mit krampfhafter Anstrengung dem bösen Schlummer entwunden hatten. Jede Art von politischer Schlechtigkeit war furchtbar gerächt, jeder Uebermuth schrecklich gebüßt worden, so daß das Walten der Vorsehung unverkennbar hervortrat. Die großen Thaten betrach-

tend, welche aus dem Bündnisse der drei Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen hervorgegangen waren, beschloß der Kaiser Alexander von frommen Gefühlen gegen die Vorsehung erfüllt diesem Bunde durch eine feierliche Weihe eine möglichst lange Dauer und eine bestimmte Richtung zu geben und wurde so der Stifter der am 26. September zu Stande gekommenen heiligen Verbündung. Unerschütterliches Wohlwollen und gegenseitige Zuneigung gelobten sich die Monarchen in dieser Urkunde, indem sie sich nur als Glieder eines und desselben christlichen Volkes ansehen wollten. Sie selbst aber betrachteten sich als Abgeordnete der Vorsehung, die bestimmt waren als drei Zweige eines und desselben Hauses nach den Vorschriften des Evangeliums zu regieren. So wurde denn in diesem Fürstenbunde beschworen, was sich Friederich Wilhelm und Alexander in Scharlottenburg über dem Gruftsteine, unter welchem die verewigte Königin Luise im Sarge schlief, gelobt hatten. Segenreich stieg die Sonne des Friedens herauf und leuchtete schönern Tagen entgegen, in denen, waren sie auch nicht so heiter, als Viele sie im frohen Aufschwunge der Herzen geträumt hatten, das erlöste Deutschland freier aufathmete. Denn die Hoffnung, dieser poetische Engel des sich sehnenden Menschenherzens, ist ja stets glänzender, als das prosaische Naturkind, — die schale Wirklichkeit.

Napoleon, der glaubte, daß man ihm einen freien Aufenthalt in England gestatten würde, wurde nach reiflicher Erwägung auf Beschluß der Monarchen als kriegsgefangener General nach St. Helena abgeführt, wo er am 18. Oktober 1815 anlangte. Nur wenige seiner Treuen folgten ihm in die Verbannung, wo er auf einem vom Meere umspülten Felsen, fortan von den Wächtern der verbündeten Mächte beobachtet, ferne von Europa ein freudenloses einzig der Erinnerung an vergangene Größe geweihtes Leben führte.

Jetzt, als die kräftigen Männer und begeisterten Jünglinge aus dem Felde des Ruhmes und der Ehre zu den friedlichen Beschäftigungen zurückkehrten, ging auch Ludolf an des Freundes Seite, der von seiner

Verwundung wieder genesen war, in das Vaterland. Alles Vorgefallene hatte er Helenen, die nun bald die Seine werden sollte, treu geschrieben und den Brief mit folgendem Gesetze aus einem Gedichte seines Freundes Körner:

„Es ist so schön die Menschen glücklich machen!
Du kannst es jetzt!
O, nicht den schönen Augenblick verletzt!
Es wachen
viel gute Geister über unsre Schmerzen,
und ob man Augen trocknet oder netzt,
das schreiben sie in ihre klaren Herzen“

geschlossen, mit der Bitte sich an einem bestimmten Tage zur Wiedervereinung nach einer so schmerzlichen Trennung an der Körnerseiche einzufinden. Der bestimmte Tag erschien, und schon in der ersten Morgenstunde hielten Ludolf und Albrecht nach langem scharfem Ritte die ermüdeten Pferde an der Eiche an, unter welcher der deutsche Heldensänger schlief.

Deutscher Baum, du Liebling seiner Lieder,
du umschattest jetzt sein stilles Grab,
siehest auf den deutschen Sohn hernieder,
neigest freundlich dich zu ihm herab
Unverbrüchlich im labenden Schatten
schwöre hier Treue die Gattin dem Gatten,
Treue dem Jüngling die liebende Braut!
Dieß gilt dir höher als Leichengepränge,
dein Geist dann segnend herab auf sie schaut.

Von diesen Zeilen, welche Körners Hinterlassene unter die Kränze, womit der Stamm geschmückt war, auf eine daran befestigte Tafel gesetzt hatten, wurden die beiden Freunde gewaltig ergriffen. Sehnsucht und Schmerz stürmten besonders durch Ludolfs Brust, der bei dem Gedanken die theure verloren geglaubte Braut an dieser ehrwürdigen Stätte in einigen Stunden in die Arme zu schließen in heiligen Schauern erbebte. Jetzt fielen die ersten Sonnenstrahlen durch die Nebel, die noch mit dunkler Gewalt die blühenden Fluren umarmt hielten. Sie flüchteten aus den Thälern, und in dem schimmernden Schmelze der erwachenden Schöpfung spiegelten sich tausendfach die Perlen des Thaues, des Morgens glühender Brautschmuck. Leise säuselte ein leichter Morgenwind durch die Blätterkrone der Eiche, und dieß Ge-

flüster im schattigen Anstriche des deutschen Baumes erklang dem so hehr bewegten Ludolf wie die Begrüßung eines seligen Geistes. Im Lichtmeere der Sonne erglänzte jetzt die Welt, und auf den umliegenden Straßen fing es an lebendig zu werden. Feurig schwammen kleine Wölkchen in der warmen Beleuchtung der Sonne am Himmel dahin und Ludolf schaute von der Größe des Augenblickes ergriffen über die Fluren nach der Straße hin, auf welcher seiner Berechnung nach Helene nahen mußte. Jedes die Straße herauf- oder hinabziehende Fuhrwerk musterte er mit ängstlicher Spannung. Als er endlich nach mehreren Stunden sehnsüchtigen Harrens einen stattlichen Reisewagen von zwei flinken Rossen in starkem Trabe die Straße heranziehen sah, ergriff er stürmisch Albrechts Hand. Ohne ein Wort zu reden folgten Beide mit den Blicken dem Wagen; doch als er jetzt anhielt und ein Herr und zwei Frauengestalten ausstiegen und einen Feldweg, der zur Körnerseiche führte, einschlugen, da riefen Beide die Nahende, die voranschritt, erkennend: „Sie ist es!“ Einen Augenblick darauf hielt sich ein edles Paar in seligen Gefühlen unter der Eiche umschlungen. Als der erste Hauch des Entzückens vorüber war, gewahrte Ludolf auch seine Schwester und seinen Schwager, die Helenen gefolgt waren, und die Freude und Rührung wurde nun eine allgemeine. Unendlich freute es auch diese Wackern, daß Ludolf, der Alles für sie hingegeben, nach so vielen Trübsalen endlich doch in den Besitz seines so lange und so sehnlich gewünschten Glückes gekommen war. Wie es die Zeilen der unter den Siegeskränzen aufgehängten Tafel aussprachen, so schwuren sich hier in dem labenden Schatten die schon früher Verlobten ewige Liebe und Treue und begaben sich dann, als sie im schönen Einklange der Gefühle einige Stunden an diesem für jeden Deutschen heiligen Orte geweilt hatten, auf das Landgut, das Ludolfs Schwager innehatte. In den nächsten Tagen schon vereinte dort die Liebenden des Priesters Segen, und da nun Helenen ein sehr bedeutendes Vermögen zugefallen war, so kaufte Ludolf eine nahe gelegene Gutsherrschaft. Dort in

der freien Natur verlebte er mit seiner engelmilden Gattin und mit dem Freunde, der sich gleich ihm in der segenreichen Landschaft niederließ, glückliche von keinem fernern Sturme mehr getrübte Tage. Gleich ihm hängte Albrecht nun auch das gute Schwert als Denkmal des Sieges auf und weihte sich ganz wieder durch das Zusammenleben mit seinem Freunde beglückt seiner schönen Kunst. Ludolf war Helenen ein treuer Gatte, der angenommenen Waise ein liebevoller Vater und jedem seiner Untergebenen ein guter Herr. Jeden Kranken, der innerhalb seiner kleinen Herrschaft darniederlag, besuchte er seinem frühern Berufe getreu. So lernte er bei dem steten Verkehre mit diesen Leuten bald alle wirklich Armen kennen. Da er das Herz seiner Gattin kannte, so überließ er die Verbesserung ihrer trüben Lage ihr, die keinen Leidenden weinen sehen konnte, ohne daß ihr selbst die Thränen der Theilnahme in die schönen Augen traten Glänzend bewährte sich bei diesem edlen Paare das Wort: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut." Denn liebreich lenkte er ihre Trübsal nach schweren Prüfungen zu freudenvollem Glücke, und da sie fromm und edel blieben, so blieb auch Gott und sein Segen bei ihnen. Innige Eintracht umschlang sie; glücklich aber fühlten sie sich dann erst recht von Herzen, wenn sie gegenseitig ihre Wünsche erriethen.

Noch einigemal besuchten die Gatten in spätern Jahren die Körnerseiche. Bei derselben erhob sich nun ein aus Gußeisen bestehendes Denkmal einen Altar vorstellend, auf welchem eine Leier und ein Schwert von einem Eichenkranze umwunden ruhten. Stets erfüllte sie dort ein heiliger Schauer. Ludolf sah an diesem Orte immer im Geiste des Freundes mit Eichenlaube geschmückte Leiche, wie man sie da eingesenkt hatte.

So oft sie auch in der Folge nach Berlin kamen, vergaßen sie nie Scharlottenburg und Luisens Gruft. In dieser stillen Begräbnißhalle stehend, dachten sie jedesmal mit wehmüthiger Trauer an die verewigte Landesmutter, über deren Sarge der Fürstenbund zu Deutschlands Erlösung geschlossen wurde.

Ambach, Eduard <<von>>,

Lebensschattirungen Teutschlands reiferer Jugend zur Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes gewidmet

Bd.: 3

Augsburg u.a. 1861